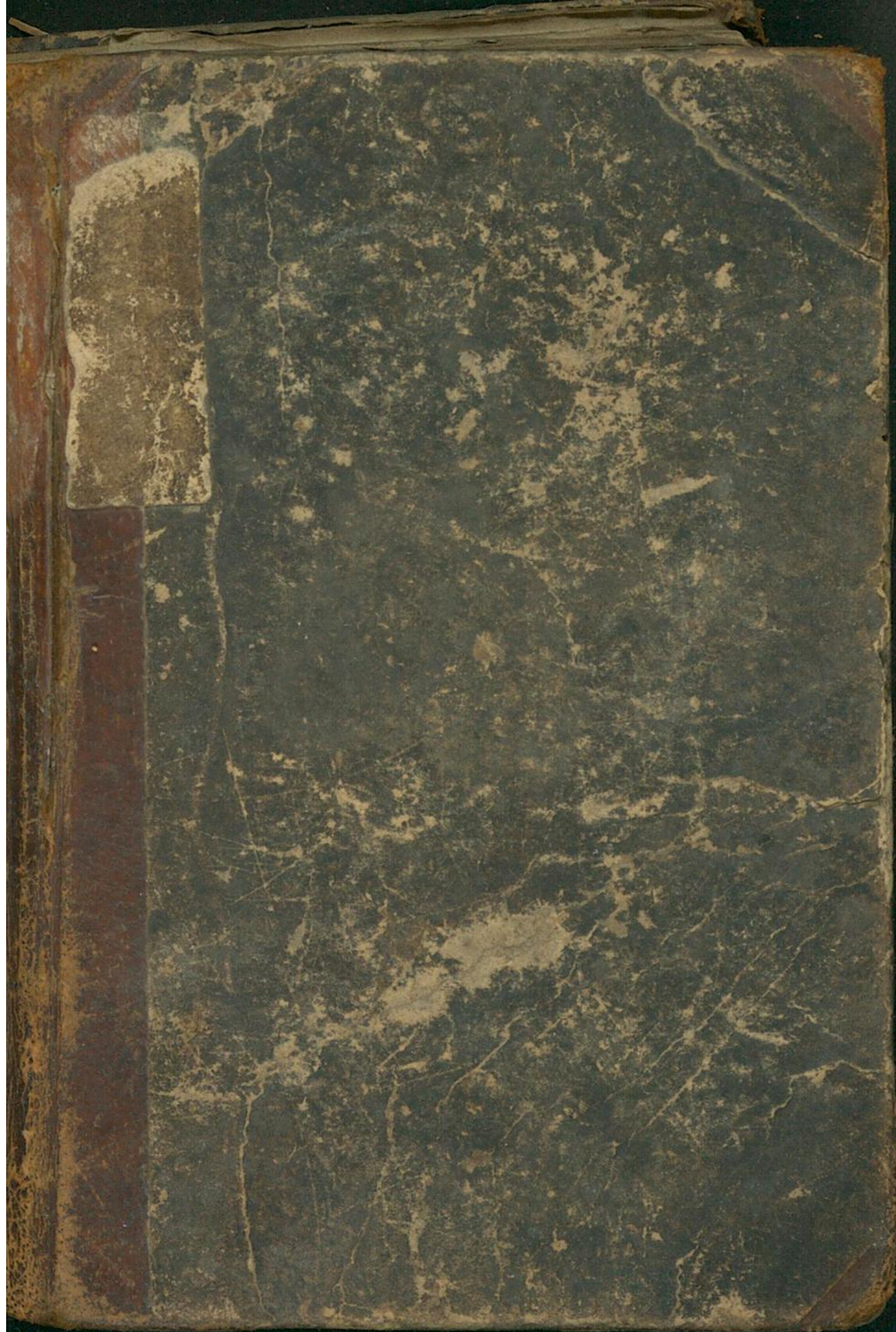




Alt 496

1374

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

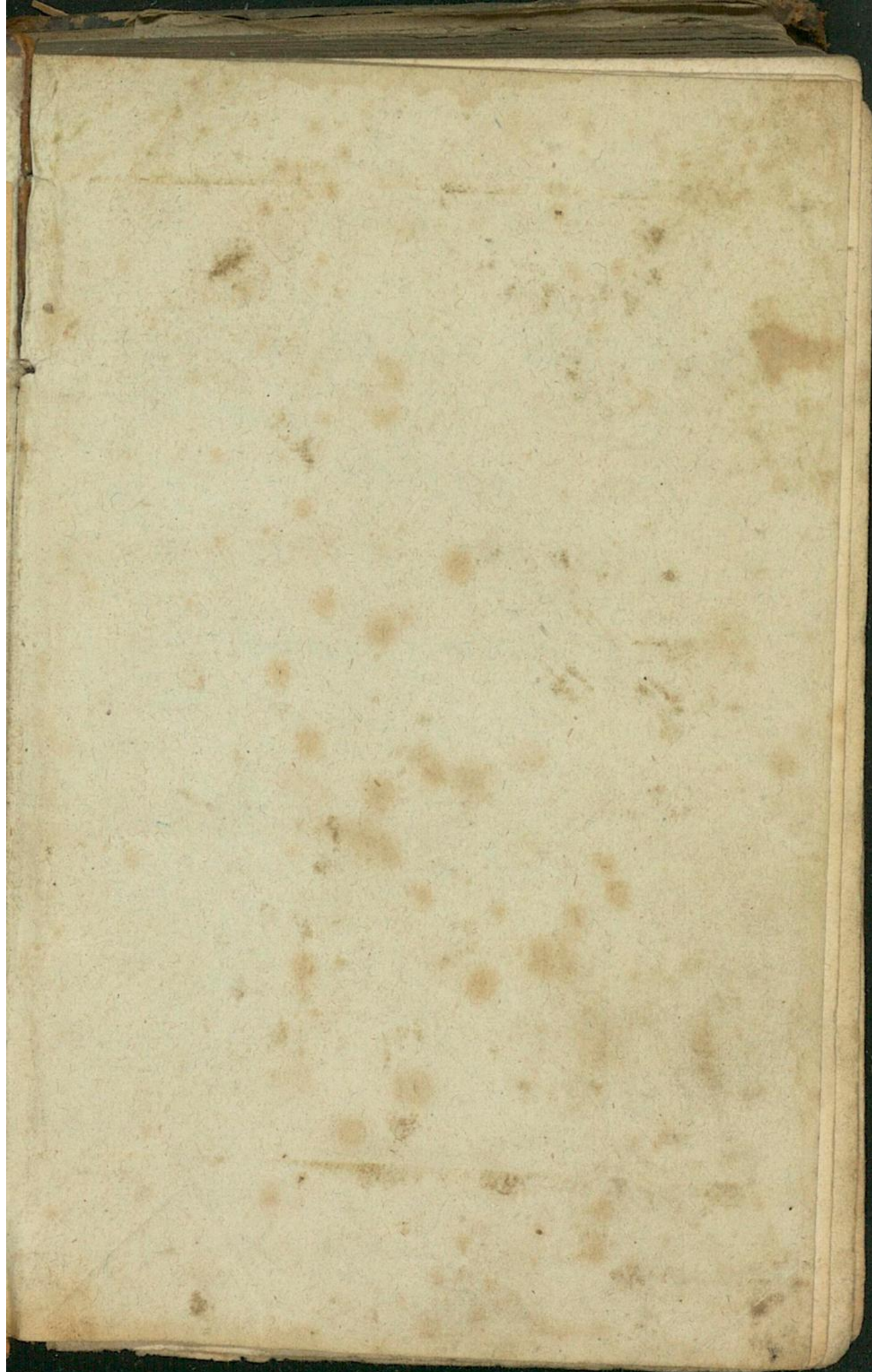
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

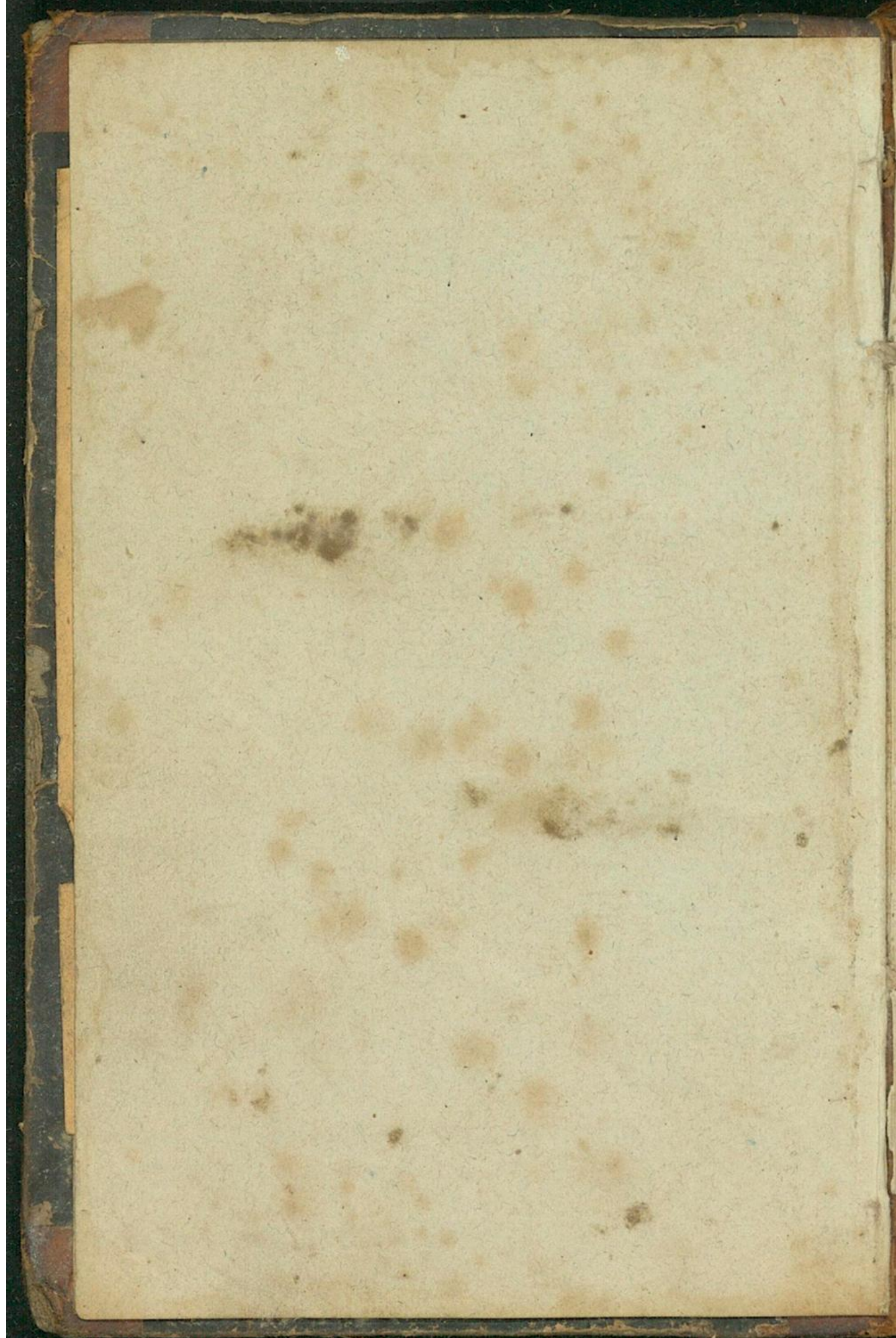
	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wk. — Pf.	1 Wk. 50 Pf.	2 Wk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dreiundachtzigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Nieger & Sattler.
1845.

Paul de Kock

Humoristische Romanen



deutsch bearbeitet

von



Verlagsbuchhandlung J. Neumann

— 4 —

Einbander

Verlag v. Neumann, Neudamm

1816

Andreas, der Savoyarde.

Von

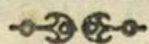
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Niegler & Sattler.

1845.

Antiquar

der Buchhandlung

von

Paul de Meuse

Antiquar

von

Dr. Heinrich Glaser

Antiquar

von

Stuttgart

Schäfer, Meyer & Söhne

1845

Erstes Kapitel.

Ein Schneegemälde. — Die Savoyardenfamilie.

Der Schnee fiel in großen Flocken; er bedeckte die Straßen und machte die Bergpfade und die an Abgründen hinführenden Wege des Dorfes Hôpital in der Nähe des Montblanc noch schlüpfriger.

Unsere Hütte stand an einem Wege, welcher des schlechten Wetters wegen seit einigen Tagen nicht besucht wurde. Ein mehr als ein Fuß hoher Schnee bedeckte den Boden, und doch dachten weder ich noch meine Brüder daran, nach Hause zu gehen, um vor dem Gestöber Schutz zu suchen.

Ich lehnte mich an einen Felsenblock und es war mir hier so wohl als auf dem dichtesten Rasen; ich machte mit meinen kleinen Händen Schneeballen und warf meine Brüder damit, die mich gleichfalls mit solchen gefrorenen Kugeln belagerten. Peter, der in einer Vertiefung des Weges stand, zeigte sich nur, um geschickter zu zielen und verbarg sich dann schnell wieder; Jakob lief, ohne einen bestimmten Platz zu behaupten, hin und her, bückte sich bisweilen, um Schneeballen zu machen, und eilte dann, wenn er uns diese zugeschleudert hatte, wieder davon.

Welches Vergnügen empfanden wir, wenn es uns gelang, uns gegenseitig zu treffen! Welcher Jubel, wenn eine Kugel auf Jakobs Rücken zerplachte, während er zu fliehen suchte, oder eine Peter in's Gesicht traf, während er seinen kleinen blonden Kopf aus seinem Versteck hervorstreckte! Der Besiegte jubelte mit dem Sieger: der Sieg kostete nie eine Thräne. Konnten wir die Kälte fühlen? Wir waren so glücklich und in einem Alter, wo das Glück so rein ist, da es weder durch die Erinnerungen der Vergangenheit, noch durch die Furcht für die Zukunft getrübt wird.

Schon einigemal hatte uns unsere Mutter gerufen, heimzukommen.

„Gleich,“ hatten wir alle Drei geantwortet. Aber im Augenblick, wo wir in's Haus zurückkehren wollten, fachte eine von Einem von uns dem Andern zugeschleuderte Schneekugel den Krieg wieder frisch an: man bekämpfte sich abermals, das Freudengeschrei und die tolle Heiterkeit wiederholte auf's Neue in unsern Bergen. Unsere Füße waren halberfarrt vor Kälte; unsere kleinen, rothen, aufgeschwollenen Hände waren kaum im Stande, den Schnee aufzuheben und zu ballen, der uns einen so angenehmen Zeitvertreib gewährte, und doch konnten wir uns nicht entschließen, in die warme Stube hineinzugehen.

Aber die einbrechende Nacht zwingt uns endlich, unser Spiel aufzugeben. Wir kehren alle Drei, außer Athem, feuchend und noch vor Vergnügen strahlend, nach Hause zurück; wir lauern uns um den unge-

heuren Ofen herum, neben dem unser Vater auf einem großen Stuhle sitzt, während unsere Mutter in der geräumigen Stube, der einzigen des Hauses, hin und her geht und, indem sie kauft, daß wir so lange draußen geblieben sind, die Suppe zu unserm Nachteffen zubereitet.

„Schau,“ sagte sie, „wie sie mit Schnee bedeckt sind! Wer wird bei solchem Wetter so lange auf der Straße bleiben! Hm, die unartigen Jungen, wenn sie spielen, hören sie nicht mehr auf mich.“

„Schilt sie nicht, Marie,“ sagte unser Vater, uns zu sich herziehend; „schilt sie nicht: sie unterhalten sich, sie sind glücklich! Warum so frühzeitig schon ihr Glück stören? Die lieben Kinder, ihre Jugend vergeht so schnell und die reifern Jahre bringen Kummer und Sorgen mit sich! Wird der Erwerb des heutigen Tages für den morgenden zureichen? Darf man hoffen, daß man heut das Leid von gestern vergißt? Immer Qualen, selten eine Freude und nie wieder so glückliche Stunden, als sie sie eben genossen haben. Ich habe auch einst Schneeballen gemacht: vor vierzig Jahren spielte ich wie sie. Jene Zeit ist fern, sie hat zu kurz gedauert; ich erinnere mich nicht, seit damals ein so lauterer Vergnügen genossen zu haben.“

„Wie, selbst bei unserer Verheirathung nicht, Jörgel?“ versetzt unsere Mutter in vorwurfsvollem Tone. Mein Vater blickt sie lächelnd an und erwidert bloß: „O, das ist etwas Anderes! Ich konnte Dir nur eine Hütte anbieten!“

„Hatte ich mehr? Sind wir deshalb weniger

glücklich gewesen? Nein, gewiß nicht. Unser Haus und unsere Arbeit genügen uns; wir sind arm, aber es ist uns noch Nichts abgegangen und unsere Kinder gedeihen: sie werden heranwachsen und ihr Brod selbst verdienen lernen.“

„Ja, aber bis sie so weit sind! Ach, Maria, seit jenem verwünschten Fall, wo ich den dicken Engländer, der mir nicht einmal beim Aufstehen half, auf den Gletscher führte, fühle ich meine Kräfte abnehmen, meine Gesundheit stellt sich nicht wieder her. Ach, wenn ich Dich mit den Kindern, wovon das älteste erst sieben Jahr alt ist, zurücklassen müßte, was würde aus euch?“

Bei diesen Worten schloß unser Vater seine beiden Arme um uns und drückte uns inniger an sich. Ich war auf seinen Schooß hinaufgeklettert, Jakob saß auf seinen Füßen, und Peter, der neben ihm stand, lehnte seinen Kopf auf seine Schulter. Unsere Mutter war in der Mitte der Stube stehen geblieben; die letzten Worte ihres Gatten hatten ihr Herz mit Wehmuth erfüllt. Sie wendete sich ab, um eine Thräne zu verbergen, die über ihre Wangen herabfloß und wir bemühten uns, ohne recht zu verstehen, wovon es sich handelte, die Traurigkeit, die wir in den Blicken unseres Vaters lasen, durch unsere verdoppelte Zärtlichkeit zu verschweigen.

„Guter Gott, kann man solche Gedanken haben!“ sagte endlich die treue Marie, einen Seufzer ausstossend, den sie nicht mehr unterdrücken kann. „Ach, Jörgel, arbeite nicht mehr, strenge Dich nicht mehr

an; bleib' daheim bei unserm Ofen. Unser Getreide ist eingeheimst, wir haben noch länger als sechs Wochen Brod; ich gebe es nicht zu, daß Du Dich aussetzest, um ein Paar Bazen zu verdienen."

"Mein Vater," sagte ich hierauf mit entschlossener Miene, den Kopf in die Höhe hebend, "wenn Reisende kommen, kann ja ich ihr Führer sein, sie auf die Gletscher hinaufführen, ihnen die schönen, so entseßlichen Abgründe zeigen! Sie werden mich dafür bezahlen und ich Euch das Geld heimbringen, dann braucht Ihr Euch nicht mehr so anzustrengen. Nicht wahr, Ihr erlaubet es mir, Vater?"

"Du bist noch zu jung, mein kleiner Andreas," erwiedert mein Vater, mir die Wangen streichelnd und mich auf seinen Knien wiegend.

"Zu jung? Ich bin der älteste von meinen Brüdern: sieben Jahr vorbei. Unsers Nachbars Michael Sohn war noch nicht so alt, als er fort in die große Stadt ging."

"Meine lieben Kinder, ich wünsche, daß ihr nie genöthigt sein werdet, auch hinzugehen! Ich möchte euch immer bei mir behalten."

"In der großen Stadt muß es recht schön sein," versetzt Peter, seine kleinen Augen aufreißend. "Sie sagen, dort könne man alle Tage die Zauberlaterne sehen, die einmal bei uns durchgekommen ist."

"Möchtest Du hin, Peter?"

"O, meiner Treu, ich hätte den Muth nicht, allein zu gehen wie Michaels Sohn!"

Paul de Ref. LXXXIII.

„Und Du, Jaköbchen?“ fragte mein Vater den jüngsten meiner Brüder, der erst fünf Jahre alt war und sich zu seinen Füßen wälzte und ausstreckte, um sich an dem großen Ofen zu wärmen. „Sag', Jaköbchen, was würdest Du dort treiben?“

„Ich würde alle Tage Käse zu meinem Brod essen,“ antwortet Jaköbchen lächelnd und sich nach der Mutter umschauend, um zu sehen, ob die Suppe bald fertig sei.

„Was mich betrifft,“ versetzte ich, „so würde ich arbeiten, um viel Geld zu verdienen, damit wir einen Garten kaufen könnten. Ich würde euch Alles heimbringen, dann wären wir recht glücklich; Ihr, mein Vater und Ihr, Mutter, könntet euch dann des Winters den ganzen Tag an den warmen Ofen setzen und ich und meine Brüder Schneeballen machen.“

„Du bist ein braver Junge, Andreas; Du denkst an Deine Eltern. Aber, ach! in der großen Stadt, meine lieben Kinder, macht man nicht immer sein Glück; ich bin in meiner Jugend auch hingegangen, aber es gelang mir nur wenig zu erwerben, und unterwegs bestahlen mich Schurken um meine ganzen Ersparnisse, um die Frucht zehnjähriger Arbeit, die ich meiner Mutter heimbringen wollte. Ich mußte mit leeren Händen zurückkehren.“

„Was sind Schurken?“ fragte Peter.

„Mein Kind, das sind Elende, Faullenzer, Diebe, die nicht arbeiten mögen und von Raub an Andern leben.“

„Man darf sie schlagen, nicht wahr, Vater?“ rufe ich lebhaft aus.

„Nicht immer, mein lieber Andreas: wenn man sie erwischt, bestraft sie die Behörde; aber es ist verboten, sie selbst zu züchtigen!“

„Gibt man den bösen Leuten auch zu essen?“ fragt der kleine Jakob, bald das Feuer, bald die kochende Suppe betrachtend.

„Meine Kinder, alle Menschen müssen leben...“

„Aber die Bösen bekommen keine so gute Suppe wie wir, nicht wahr, Vater?“

Unser Vater lächelte, hob den kleinen Jakob in die Höhe und küßte ihn zärtlich. . . . Peter und ich beugten uns vor, um dieselbe Liebkosung zu erhalten, welche er uns auch ertheilte, denn er liebte uns alle Drei gleich. Jene ungerechte Vorliebe, die oft Neid, Eifersucht und Kummer zwischen Geschwistern erwecken, war seinem Herzen fremd; er forschte in unsern Zügen nicht, welchen von uns die Natur wohl am meisten begünstigen werde: in den Augen eines guten Vaters sind alle seine Kinder gleich schön.

Die von der Mutter zubereitete Suppe wird auf einen hölzernen Tisch gestellt; der Dampf, der aus einer großen Schüssel emporstieg, ergößte unser Auge und lockte dem kleinen Jakob, der mit Entzücken den erquickenden Geruch des Abendessens einathmete, ein Lächeln ab.

„Zum Essen! zum Essen!“ ruft unsere Mutter. Jakob glitschte schnell von dem Schooße meines Vaters herunter und stellte sich auf einen kleinen

Schemel; Peter rückte den Stuhl, von dem mein Vater eben aufgestanden war, zum Tische her, und ich blieb bei Dem, dessen schwankenden Gang ich hätte schon unterstützen mögen: denn mein Vater hatte sich bei seinem letzten Sturze ziemlich gefährlich am Knie verwundet und war noch nicht recht geheilt.

Mein Vater that, als ob er sich auf mich lehnte, weil er sah, daß ich stolz darauf war, bereits seine Stütze zu sein; aber seine Hand ruhte nur leicht auf meiner Schulter. Wir saßen bald um den Tisch herum. Es schne auf's Neue heftig; der Wind tobte gewaltig: er erschütterte oft die Thüre unserer armseligen Wohnung, und sein dumpfes, eintöniges Geräusche erschreckte Peter, der sich jedesmal, so oft die Thüre bebte, an mich schmiegte.

Aber die lustige Flamme, die auf dem Kamin flackerte, erheiterte unsere Hütte, die nur von einer einzigen Lampe erhellt ward, und der Dampf der Suppe machte den kleinen Jakob frohmüthig, der immer sang, wenn er bei Tische war.

„Welch' abscheuliches Wetter!“ sagte die gute Marie, uns Suppe herausschöpfend. „Ich bin überzeugt, man kann nicht mehr gehen, ohne in zwei Fuß hohen Schnee zu versinken.“

„Ich bedaure die Reisenden in unsern Bergen,“ versetzte mein Vater.

„Wir sind glücklich, daß wir ein Obdach, ein gutes Feuer und zu Nacht zu essen haben... glaub' mir, Jörgel, es wären Viele froh, wenn sie jetzt in unserer Hütte sein könnten.“

Als meine Mutter diese Worte vollendete, hörten wir von der Ferne her Geschrei, Peitschengeknalle und das Fluchen eines Postillons.

Wir lauschten aufmerksam, Jakob ausgenommen, der eben einen großen Löffel voll Suppe zum Munde führte.

„Was gibt es?“ fragte Peter zitternd.

Ich lauschte immer gleichwie meine Eltern; die Stimmen wurden deutlicher. Man rief um Hülfe, um Beistand; aber selbst das nächstgelegene Dorf war sehr von der Straße entfernt, an die bloß unsere Hütte stieß.

„Kein Zweifel,“ sagte mein Vater, sich vom Tische erhebend, „es sind Reisende in Gefahr; man muß ihnen beispringen.“

Seine Kräfte zusammenraffend, nimmt er eilig seinen Hut, seinen Stock und verläßt unsere Hütte, ohne auf die Bitten seines Weibes zu achten, die ihn beschwört, sich nicht auf's Neue anzustrengen. Aber mein Vater ist schon weit und lenkt seine Schritte dem Orte zu, wo das Geschrei herkam; ich hatte mich ebenfalls erhoben und war im Begriff, ihm zu folgen, aber meine Mutter hielt mich mit den Worten zurück: „Nun, Andreas, willst Du Dich auch auf diesen schlechten Wegen Gefahren aussetzen? Du bist zu jung, mein Freund; bleib' bei uns und laß uns den Himmel anflehen, daß Deinem Vater Nichts geschieht.“

Ich kniete neben meiner Mutter auf den Boden nieder. Peter, dem bereits Thränen in den Augen

stehen, thut ein Gleiches; Jakob bleibt allein bei Tische und ist ruhig fort.

Zweites Kapitel.

Die Reisenden. Die kleine Schläferin.

Nach Verfluß einer Viertelstunde, die uns sehr lange schien, hörten wir die Stimme unseres Vaters, der uns von draußen hereinrief, wir sollen ihm aufmachen.

Ich eile plötzlich zur Thüre; meine Mutter folgt mit dem Lichte: wir können übrigens Nichts als weiße, beschneete Massen unterscheiden. Endlich erkennen wir unsern Vater; er ist aber nicht allein: ein Herr, dessen Gesicht man nicht sehen kann, weil er bis über die Ohren in einen Mantel gehüllt ist, stützt sich auf den Arm meines Vaters und brummt alle Augenblicke mit einer widerwärtigen, heisern Stimme:

„Wo führt Ihr mich denn hin?... Wo bin ich denn? Ich versinke ja... der Schnee geht mir bis an die Hüften... welch' abscheuliches Land... nehmt Euch in Acht, Freund... wir fallen irgendwo hinein!“

Auf all' diese Worte erwiederte mein Vater bloß: „Fürchten Sie Nichts, mein Herr, ich kenne den Weg; ich stehe jetzt für Sie... das ist nur Schnee; hier ist keine Gefahr mehr.“

„Das ist nur Schnee? Poß Henker, das ist,

meine ich, genug! Meine Füße sind erstarrt... meine Waden sind so kalt, daß ich kein Gefühl mehr darin habe. Ach, welches abscheuliche Land!... Champagne, gib auf das Kind Acht und gehe dicht hinter uns drein."

Herr Champagne war wahrscheinlich der andere Herr, der meinem Vater folgte und ebenfalls in einen weiten Mantel eingehüllt war, unter dem er jedoch mit Vorsicht Etwas zu tragen schien.

"Nun sind wir an Ort und Stelle," sagte mein Vater in dem Augenblick, als sie auf die Schwelle traten.

"Das ist ein Glück!" ruft der Reisende aus. Während er seinen Mantel ablegt, eilen wir, ohne uns um die eben angekommenen Personen zu bekümmern, in die Arme unseres Vaters, dessen Abwesenheit uns so sehr in Sorgen gesetzt hat. Kann es auch für einfache Savoyarden Jemand geben, der mehr Aufmerksamkeit verdient als der Urheber ihrer Tage?

Er selbst muß uns zuerst an die Fremden erinnern. "Vorwärts, meine Kinder," sagt er, "legt Holz in den Ofen; Marie, sieh', was Du den Herren aufzuwarten hast... und dieses Kind... warten Sie, Sie können es auf unser Bett legen... dort ruht es gut."

Der, den man Champagne nannte und welcher einen mit einer breiten Tresse besetzten Hut auf hatte, schlug jetzt seinen Mantel auseinander und wir erblickten ein schlafendes Kind in seinen Armen. Es

war ein kleines Mädchen: sie schien höchstens vier Jahre alt zu sein. Aber wie hübsch war sie! Nie hatten unsere Augen etwas so Reizendes gesehen. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr uns Allen bei ihrem Anblick; wir umringten den Mann, dessen Tracht ebenfalls bordirt war wie sein Hut, um die Kleine näher zu betrachten.

affymw
Ein mit Pelz gefüttertes und verbräuntes Mäntelchen bedeckte ihren kleinen Körper. Auf ihrem lieblichen Köpfchen hatte sie ein schwarzes, gleichfalls mit Pelz garnirtes Sammhäubchen, das mit prächtigen Goldschnüren und Eicheln unter ihrem Kinn zusammengebunden war. *MA* Schblonde Locken hatten sich unter dem Mützchen hervorgespielt und beschatteten die Stirne des schönen Mädchens. Ihr kleiner Mund war halb geöffnet und ein leichtes Rosenroth färbte ihre Wangen. Lange, glänzendschwarze Wimper begrenzten ihre Augenlider; sie schlief so ruhig, als ob sie auf dem Schooße ihrer Mutter eingewiegt worden wäre.

Ihre Schönheit, ihr prachtvoller Anzug, ihr ruhiger Schlaf nach der eben ausgestandenen Gefahr, Alles trug dazu bei, unser Staunen zu vermehren. Wir hatten uns Alle Herrn Champagne genähert, selbst Jakob war vom Nachtesen weggegangen und hatte sich, mit dem Löffel in der Hand, unter den schönen Mantel geschlichen, in den das schlafende Kind gewickelt war.

„O, mein Gott! was für ein hübsches, kleines Mädchen,“ sagte meine Mutter, „das ist ein Engel!“

„Ist das ein kleines Schwesterchen?“ fragte Jakob, während Peter mit der Hand über die breite Goldborde an des Herrn Kleid strich. Was mich betrifft, so war ich unfähig, ein Wort zu sprechen; ich war dergestalt von Bewunderung hingerissen, daß ich meine Blicke nicht von der Kleinen abwenden konnte.

Aber während wir das Kind betrachteten, hatte der andere Herr seinen Mantel abgelegt und sich dem Ofen genähert. Ohne Zweifel durch unsere Ausru- fungen gelangweilt, machte er denselben ein Ende, indem er seinem Begleiter zuherrschte:

„Nun, Champagne, wollen Sie das Kind eine Stunde so hinhalten? Legen Sie es auf ein Bett, wenn es hier eines gibt, und sehen Sie dann nach unserm Postillon.“

Herr Champagne beeilt sich, dem Befehl seines Herrn gehorsam, Folge zu leisten; er folgt meiner Mutter, die ihn zu ihrem in dem Hintergrunde der Stube stehenden Bette führt. Meine und meiner Brüder Schlafstelle befand sich am entgegengesetzten Ende des Gemaches hinter einem Vorhang von grüner Leinwand, der an einer langen eisernen Stange hing. Die Vertiefung, worin unsere Bettstatt angebracht, bestand, wenn der Vorhang zugezogen war, aus einem Raum von vier Quadratfuß. Dieß war freilich ein bescheidenes Plätzchen, aber wir schliefen friedlich dort, und obwohl der Wind bisweilen in unsere schlecht verwahrte Schlafkammer drang, schlichen sich doch nie Sorgen und Schlaflosigkeit ein: der Arme muß doch auch durch Etwas entschädigt werden.

Als ich meine Blicke von der Kleinen abwendete, die man auf meiner Mutter Bett gelegt hatte, drehte ich mich um und betrachtete, den andern Herrn.

Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein und war von kleiner Statur, mager und schwächlich. Obgleich auf der Reise, hatte er doch keine Stiefel an, und die Kälte hatte in der That einen solchen Einfluß auf seine Waden ausgeübt, daß man nicht eine Spur davon sah. Sein Gesicht war lang, ebenso seine Nase, die von der Seite im Stande gewesen wäre, Jemand, den er am Arm geführt hätte, vor dem Winde zu schützen; seine Hautfarbe war gelblich und eines seiner Augen mit schwarzem Taffet bedeckt, der vermittelst eines Bandes um seinen Kopf gebunden war, ohne ihm übrigens das Aussehen eines Liebesgottes zu verleihen. Das unbedeckte Auge war schwarz und ziemlich lebhaft; da es den Dienst für zwei versehen mußte, heftete es der Herr keinen Augenblick ruhig auf einen Gegenstand, sondern rollte es unaufhörlich links und rechts. Endlich schien ein übermüthiger, höhnischer Ausdruck der Physiognomie dieses Herrn, welcher gepudert war und einen Zopf trug, der auf seinem Rücken allen Bewegungen seines Auges folgte, eigenthümlich zu sein. Beim Anblick dieses Reisenden entfuhr uns ein Ausruf der Bewunderung.

Der Fremde betrachtete mit mißvergnügter Miene das Innere unserer Hütte.

„Habt Ihr nicht noch ein anderes Gemach als dieses, wo ich, entfernt von diesen Fragen, ausruhen

„Könnte?“ fragte er meinen Vater mit einem ärgerlichen Blick auf mich und meine Brüder.

„Nein, mein Herr, wir haben nur diese einzige Stube; aus dieser besteht unsere ganze Wohnung.“

„Stube, Ihr nennt das eine Stube!“ brummt der Herr, seinen Diener anblickend, der den Mantel seines Gebieters aufhängt und zu Allem, was dieser spricht, mit respectvoller Miene lächelt. „Wohlan, ich muß irgendwohin, denn ich muß doch wo sein. Nicht wahr, Champagne?“

„Der Ort ist allerdings Ihrer nicht würdig, Herr Graf, aber daran sind diese armen Leute nicht schuld.“

„Du hast recht, Champagne: der Ort ist meiner nicht würdig! Da es aber keinen andern gibt...“

„Wenn der Herr durchaus allein zu sein wünscht, so haben wir oben noch eine Kammer, wo wir unsere Wintervorräthe aufbewahren; es ist frisches Stroh oben.“

„Für mich eine Kammer... Stroh? Sag', Champagne, hast Du gehört, was diese Savoyardin sprach? Das ist doch zu stark!“

Bei diesen Worten wälzte der Herr sein kleines Auge im Kopf herum, um ihm einen durchdringenden Ausdruck zu geben. Obwohl ich hinter ihm stand, bemerkte ich dieses doch an den Bewegungen seines Kopfes.

„Diese Landleute wissen nicht, mit wem sie die Ehre haben, zu sprechen, Herr Graf.“

„Freilich wissen sie es nicht... schaff' mir einen Stuhl an, damit ich mich setzen kann.“

„Ich habe nur diesen großen Sessel, mein Herr,“ sagt mein Vater, den Stuhl herbeirückend, auf dem er gewöhnlich ausruhte, während ihn meine Mutter an der Jacke zupfte und ihm in's Ohr raunte: „Das ist aber Dein Stuhl, Jörgel, wo willst Du jetzt hin-sitzen?“

Mein Vater drehte sich um und winkte ihr zu schweigen; sie gehorchte nur ungern, denn der Ton und das Wesen des Reisenden stimmten sie nicht, sei-netwegen Etwas zu entbehren.

„Keinen Lehnstuhl!“ sagt dieser, sich niederlassend, seine kleinen, schwächtigen Beine und seine Hände, deren Finger voll Ringe waren, an dem Ofen wärmend. „Wie schlecht doch diese Wege unterhalten sind! Ich muß an den Präfecten dieses Departements schreiben. Ei, sagt mir, guter Mann, warum habt Ihr, als Ihr auf meinen Wagen zukamt, der in diesem heillosen Schnee versank, meinem Kutscher zugerufen: er soll halten? Weshalb?“

„Weil er auf einen Abgrund zufuhr, den er des Schnees wegen nicht bemerkte; ein Paar Schritte weiter und Sie wären Alle des Todes gewesen!“

„Wirklich? Wie, ich, der Graf von Franconard, wäre durch den Sturz in ein Loch um mein Leben gekommen! Das ist außerordentlich. Höre, Champagne, begreiffst Du, welcher Gefahr ich ausgesetzt war? Und ich schließ ruhig in meinem Wagen, während mich der Tod angähnte; poß Henker, wenn das keinen Muth beweist, will ich der größte Dummkopf sein.“

„Der Herr Graf zeigt sich immer so!“

„Du hast recht, Champagne, immer. Aber dieser letzte Zug wird hoffentlich in meiner Lebensgeschichte erwähnt werden. Es ist dieß wenigstens das zehnte Mal, daß ich in gefährlichen Augenblicken schlafe. Erinnerst Du Dich, als es vor einem Jahr in unserem Hôtel brannte?... Es war während der Nacht, meiner Treu, ich schlief, während die Flamme einen ganzen Kamin verzehrte, und wenn man mich nicht geweckt hätte, so würde ich, während sich die Andern davon machten, bis zum Morgen geschlafen haben. Sag', Champagne, beweist dieß nicht Kaltblütigkeit?“

„Diese bewundert Jedermann an Ihnen, Herr Graf.“

Während dieses Gesprächs zwischen dem Herrn und dem Diener hatte sich meine Mutter dem Bette genähert, auf dem das kleine Mädchen ruhig fortschlief. „Armes Kind,“ rief sie aus, „ohne meinen Mann wärest du umgekommen! Ach, Jörgel, welches Glück, daß Du dieses reizende Geschöpf gerettet hast; ich bin überzeugt, daß ihre Augen so sanft als ihr übriges Gesichtchen sind... o, welcher Unterschied gegenüber von diesem häßlichen...“

Mein Vater ließ sie nicht vollenden und gebot ihr eilends Stillschweigen.

„Ei, schläft meine Tochter immer noch?“ fragt jetzt der einäugige Herr, sich gegen meine Mutter kehrend.

„Ihre Tochter?“ entgegnet die gute Marie, erstaunte Blicke auf den Fremden werfend. „Wie, mein Herr, dieses hübsche Kind ist Ihre Tochter?“

„Nun, was ist denn da Erstaunliches daran,“ erwiedert der kleine Herr, den Kopf erhebend. „Wenn es heller in Eurer rauchigen Hütte wäre, würdet Ihr sehen, gute Frau, daß die Kleine ganz mein Ebenbild ist.“

Herr Champagne tritt an's Bett und sagt zu seinem Herrn: „Das Fräulein schläft immer noch.“

„Die Kleine schlägt mir in Allem nach: dieselbe Kaltblütigkeit, dieselbe Ruhe in Gefahr! das liegt im Blute... die Familie Franconard ist der Eigenschaft wegen seit drei Jahrhunderten bekannt. Einer unserer Vorfahren schloß bei der Belagerung von Jerusalem auf einem Sturmbock ein.“

„Am Abend vor der Schlacht, Herr Graf?“

„Nein, am Morgen darauf. Meinem Großvater sanken zwei Pferde unter dem Leibe zusammen.“

„In der Schlacht, Herr Graf?“

„Nein, in der Reitbahn. Und mein Vater hatte bei seinem Tode mehr als zweihundert Wunden an sich. Höre, Champagne, zweihundert Wunden! so viel werden nur Wenige aufweisen können.“

„Poß Rudel, das will ich wohl glauben, das waren ohne Zweifel Degenstiche?“

„Nein, Blutegelbisse; er war außerordentlich vollblütig. Was mich betrifft, so ist der Beweis meiner Tapferkeit in meinem Gesicht zu sehen.“

„Es möchten gewiß Viele dem Herrn Grafen gleichen.“

„Allerdings, Champagne; das fehlende Auge hat mir manche Eroberung erworben.“

„Ich glaube, der gnädige Herr haben mir gesagt, daß Sie es im Streite mit einem Engländer eingebüßt haben.“

„Ja, Champagne, poß Henker! diese Geschichte hat gehöriges Aufsehen gemacht. Wir stritten uns, wer am schnellsten essen könne... ich war Sieger, Champagne, und der Engländer warf mir in seiner Entrüstung ein hart gesottenes Ei an den Kopf, so daß mein Auge zehn Schritte weit davonslog.“

„Ach, mein Gott!“

„Denke Dir meine Wuth... wenn man mich nicht gehalten hätte, wäre ich unter den Tisch gefallen... aber ich bin zur Genüge gerächt.“

„Sie haben Ihren Gegner getödtet?“

„Ja, Champagne, einen Monat darauf haben wir noch einmal gewettet und mein Engländer starb an einer Magenüberladung.“

Das Gespräch des Herrn und des Dieners hatte mich und meine Brüder nicht gehindert, unser Nachtessen zu beendigen. Meine Mutter lief alle Augenblicke zu dem Bette hin, um die Kleine zu betrachten, dann kehrte sie wieder zu meinem Vater zurück, der, seinen Hut und seinen Sack in der Hand haltend, mitten in der Stube stand und wartete, bis es dem Reisenden gefallen möge, in Betreff seines Postillons, der auf der Straße erstarren mußte, während sich der Herr Graf an unserm warmen Ofen wärmte, Befehl zu erteilen.

„Seine Tochter!“ sagte meine Mutter jedesmal wieder meinem Vater in's Ohr, wenn sie die Kleine

Schläferin betrachtet hatte; „begreiffst Du das, Zörgel?“

„Ja, Marie, man sagt: bei vornehmen Leuten sei so Etwas oft der Fall.“

„Mein Herr,“ beginnt endlich mein Vater, sich dem Fremden nähernd, „Ihr Postillon ist immer noch auf der Straße und...“

„Wohlan! deshalb ist er Postillon. Der Schurke, der mich beinahe in einen Abgrund geworfen hätte, verdiente, daß ich ihn streng bestrafen liesse.“

„Er hätte sich wahrscheinlich eben so geschadet wie Ihnen.“

„Ah! glaubt Ihr das, mein Lieber? Höre, Champagne, dieser Savoyarde erlaubt sich, mein Leben mit dem eines Postillons zu vergleichen.“

„Herr Graf, diese Leute sind nicht im Stande, Sie zu würdigen.“

„Du hast recht: sie leben und sterben wie Murrelthiere, ohne je einen ausgezeichneten Gedanken zu haben. Ich muß übrigens so bald als möglich wieder weiter reisen; ich kann nicht lange hier bleiben: es ist ein Geruch hier, der Einen fast ersticht. Champagne, geh' mit diesem Savoyarden zu unserm Wagen hin; man soll genau nachsehen, ob Nichts zerbrochen ist, ihn wieder auf den guten Weg führen, und sobald es Tag ist, reisen wir ab; ich will mich nicht mehr bei Nacht auf diese schneebedeckten Straßen wagen.“

„Vertrauen Sie meiner Vorsicht, Herr Graf.“

Herr Champagne entfernt sich mit meinem Vater.

Der Herr Graf rückt noch näher zum Ofen und scheint sich weder um seine Tochter noch um uns mehr zu bekümmern. Nach einer Weile deutete uns ein langer Ton an, daß unser Gast, wie sein Ahnvater nach der Einnahme von Jerusalem, schnarchte.

„Ihr müßt euch schlafen legen, meine Kinder,“ sagt unsere Mutter zu uns. „Euer Anblick scheint diesem Herrn, der ohne Zweifel keine Freude an den Kindern hat, nicht angenehm; seit er da ist, hat er noch nicht ein einziges Mal nach seiner Tochter gesehen. Ein solches Kleinod zu besitzen und es nicht anzubeten... ach! das begreife ich nicht. Die vornehmen Leute müssen den Kopf recht voll haben, daß sie ihre Kinder so vergessen können.“

„Ach, Mutter, laß uns das kleine Mädchen noch einmal sehen,“ sagte ich, an's Bett gehend. Peter that ein Gleiches, und unsere Mutter nahm den kleinen Jakob auf den Arm, damit er sie auch recht betrachten könne.

„Welche schöne Haube! welche schöne Kleider!“ ruft Peter aus.

„Wie sanft sie schläft,“ sagte ich. „Ach! wenn sie nur die Augen aufschlüge; ich möchte sie so gern sprechen hören, Mutter.“

„Hat sie denn schon zu Nacht gegessen?“ fragt Jakob.

„Wahrscheinlich, mein Kind; die reichen Leute haben alles Mögliche in ihren Gefährten.“

„Bleibt sie bei uns?“ fragt Peter.

„Nein, meine Lieben, sie reist morgen mit Tagesanbruch mit ihrem Vater wieder ab. Was würde

dieses an Wohlstand und die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnte Kind in unserer Hütte machen? Und doch würde man es recht lieb haben, vielleicht ger-
ner als dieser Herr, der sich für seinen Vater ausgibt."

In diesem Augenblick machte das kleine Mädchen eine leichte Bewegung, weil Jakob mit seiner Hand den Pelz berührt hatte, mit dem ihr Häubchen garnirt war; sie kehrte sich um, ihr Pelzmäntelchen ging auseinander und wir sahen ein Medaillon an einer goldenen Kette an ihrem Halse hängen.

"O, was für ein schönes Spielzeug!" ruft Jakob aus, und wir beugen Alle den Kopf vor, um das Geschmeide näher zu betrachten.

"Das ist das Bildniß eines Frauenzimmers!" sagt meine Mutter. "Welch' hübsche Züge! Welch' schöne Augen!... das muß die Mutter dieses kleinen Mädchens sein; ja, ich wette darauf, sie sieht ihr schon ähnlich. Wie konnte aber der Mann, der nur ein Auge hat, der Gatte eines so schönen Frauenzimmers werden?... Jörgel hat recht: in der großen Welt sieht man erstaunliche Dinge, die den reichen Leuten ganz einfach vorkommen. Vorwärts, meine Kinder, ihr müßt in's Bett; ihr könntet die Kleine aufwecken, dann würde euch dieser Herr danken, denn er benimmt sich nicht, wie wenn mein Mann ihm und seiner Tochter das Leben gerettet hätte; er hat sich nicht einmal bei eurem Vater bedankt. Ach, wenn Jörgel das für einen armen Savoyarden gethan hätte... doch, wollte man nur gegen dankbare Leute gefällig sein, so würde nicht viel Gutes geschehen."

Wir entfernten uns nur ungern von dem Bette, worauf das kleine Mädchen ruhte, das ich nicht müde wurde zu betrachten; aber wir mußten unserer Mutter gehorchen und lenkten unsere Schritte nach unserm kleinen Winkelchen. Indem Jakob unserer Lagerstätte zueilte, stolperte er ungeschickte Weise über die Beine des schlafenden Herrn. Dieser fährt plötzlich auf seinem Stuhle in die Höhe und schreit wie besessen:

„Hierher, Champagne, hierher! man überfällt Deinen Herrn!“

Das Gesicht des Reisenden sah in diesem Augenblick so komisch aus, daß ich und meine Brüder hell auf zu lachen anfangen.

„Es hat Nichts zu bedeuten, mein Herr, es ist Nichts,“ sagt meine Mutter zu ihm, „mein Jakobchen ist bloß beim Laufen über Ihre Füße gestolpert, das ist Alles.“

„Wie! es hat Nichts zu bedeuten?“ sagt der Fremde, indem er sich die Augen reibt und vollends erwacht; „ich finde Euch lustig mit Eurem ‚das ist Alles!‘ ... Mich so aufzuwecken, wenn ich schlafe! Veltset die ungezogenen Jungen in's Bett, damit ich sie nicht mehr höre. ‚Es hat Nichts zu bedeuten!‘ Ich träumte, ich sei auf der Jagd, und ich wollte eben den Hirsch verfolgen, als mich der kleine Schelm von der Fährte abbrachte.“

Meine Mutter treibt uns eilig in unser Kämmerlein; sie zieht den Vorhang hinter uns zu und befiehlt uns still zu sein. Meine Brüder ziehen sich aus und schlafen bald ein. Was mich betrifft, so

habe ich keine Lust zu schlafen; ich weiß nicht, welche Neugierde mich bewegt, aber ich denke an das hübsche kleine Mädchen; ich möchte es noch einmal, besonders erwacht, sehen. Ich behalte also meine Kleider an; der Vorhang, der unsere Schlafstätte verbirgt, schließt nicht so genau, daß man nicht hätte sehen können, was in der Stube vorgeht; ich lege mich auf's Bett, beuge den Kopf gegen den Vorhang vor und richte meine ganze Aufmerksamkeit auf das, was draußen geschieht.

Raum hatten wir uns niedergelegt, als mein Vater mit dem Diener des Reisenden zurückkehrt.

„Nun, Champagne, wie steht's mit meinem Wagen?“ fragt der Graf, ohne einen Blick auf meinen Vater zu werfen.

„O, es ist nur wenig daran machen zu lassen... es hat sich bloß eine Schraubenmutter abgelöst; der Postillon sagt, das schade Nichts.“

„Ich steige sicher in keinen Wagen, an dem eine Schraubenmutter fehlt, damit das Rad herausgeht und wir umwerfen. Dem Postillon ist das gleichgültig, er sitzt zu Pferde. Das Zerbrochene muß augenblicklich hergestellt werden!... Gibt es keinen Wagner in dieser heillosen Gegend?“

„Mein Herr,“ antwortet mein Vater, „es ist wohl ein Hufschmied da, der auch Wagenarbeit besorgt, aber er wohnt auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes.“

„Er mag beim Teufel wohnen, wenn Ihr wollt, aber ich muß ihn haben.“

„Es ist so weit und die Wege sind so schlimm heute Nacht.“

„Ihr müßt an das Laufen im Schnee so gewöhnt sein wie ich an das Tragen eines Degens. Mit einem starken Stock wie der, den Ihr in der Hand habt, könnt Ihr Euch überall stützen. Fürchtet Ihr Euch vielleicht?“

„Nein, mein Herr, nein, das habe ich bewiesen, als ich mit Gefahr meines Lebens Ihren zwei Pferden, die Sie in einen Abgrund hinunter gerissen hätten, in die Zügel fiel.“

„Das ist richtig, und ich werde Euch gewiß auch belohnen, mein Lieber, aber ich muß durchaus einen Wagner haben.“

Mein Vater schickt sich zum Fortgehen an, meine Mutter eilt ihm nach und wirft sich in seine Arme. „Mein lieber Jörgel,“ sagt sie zu ihm, „geh’ nicht während der Nacht; Du bist ohnehin schon krank und der Weg ist gefährlich; morgen mit Tagesanbruch ist es auch noch Zeit, Leute zu holen.“

„Morgen?“ versetzt der Fremde. „Ihr wißt nicht, was Ihr redet, gute Frau. Morgen? Dann müßte ich noch einen Theil des Tages hier zubringen. Nein, ich muß mit Tagesanbruch weiter reisen. Haltet Euern Mann nicht zurück, fürchtet Nichts: ich stehe für ihn. Poß Tausend! Ich bin schon Stunden lang auf drei Fuß hohen Seen Schlittschuh gelaufen.“

„Laß mich, meine liebe Marie,“ sagt mein Vater, sich aus den Armen seiner Frau losmachend; „unserer Kinder und Deinetwegen gehe ich, um Etwas zu ver-

dienen. Die Vorsehung wird mich auf meinem Weg leiten: sie muß über einen Familienvater wachen."

Mit diesen Worten verläßt mein Vater unsere Wohnung und meine Mutter, deren Augen voll Thränen stehen, setzt sich an's Bett und legt ihren Kopf darauf.

Der alte Herr hat nur Eines gesehen: nämlich, daß mein Vater fort ist, um seinen Befehl auszuführen. In dieser Hinsicht beruhigt, nähert er sich wieder dem Ofen und wirft einige Scheiter hinein, die daneben liegen.

Der Bediente ist zu dem Tisch hingegangen, auf dem wir zu Nacht gegessen hatten, und ich sehe ihn das Gesicht verziehen, als er die Suppe versucht, die für meinen Vater übrig gelassen worden war.

"Eine traurige Küche," sagt er, die Blicke rings um sich herwerfend. "Haben der Herr Graf keinen Hunger?"

"Nein, Champagne; glaubst Du außerdem, daß ich Etwas von den Speisen dieser Bauern essen würde?"

"Sie scheinen mir allerdings nicht sehr gut zubereitet."

"Diese Leute leben wie das liebe Vieh: sie haben keinen Gaumen."

"Ach, wenn ich an des Herrn Grafen Koch denke: das ist ein verdienstvoller Mann."

"Ja, Champagne, das ist ein talentvoller Junge. Ich will Etwas aus ihm machen und er soll einen Ruf erlangen."

„Ich sehe, daß man hier nicht an das Nachteffen denken darf. Glücklicher Weise haben wir gut zu Mittag gespeist und werden wir morgen einen ordentlichen Gasthof finden.“

„Hast Du die Flasche mit dem Alicantewein im Sack?“

„Ja, Herr Graf.“

„Gib sie mir, damit ich einen Schluck daraus trinken kann, das wird mir gut thun, denn das Nachteffen des Savoyarden verbreitet einen pestartigen Geruch.“

Der Diener langt eine ziemlich große, mit Stroh umflochtene Flasche aus seiner Tasche, auf die er einen gierigen Blick wirft, und reicht sie seinem Herrn hin. Dieser trinkt daraus, verstopft sie wieder sorgfältig und gibt sie seinem Bedienten zurück, welcher seufzt, während er sie wieder in den Sack steckt.

„Setze Dich, Champagne, ich erlaube es Dir; der Bauer wird wohl lang wegbleiben, da er überdies den Wagner zum Gefährt hinführen muß. Wärme Dich und schüre das Feuer nach, denn es ist schändlich kalt: der Wind bläst überall herein. Wie man auch in einem so baufälligen Hause wohnen kann?“

Herr Champagne läßt sich dieses nicht wiederholen: er nimmt einen Stuhl und nähert sich dem Ofen, indem er sich gegenüber von seinem Herrn niederläßt. Er scheint mit Entzücken das Vergnügen, sich zu wärmen und auszuruhen, zu genießen. Meine

Mutter sitzt immer noch am Bett und ich vermuthete, daß sie eingeschlafen ist. Meine Brüder schlummern schon lange friedlich. Ich bleibe also allein mit dem Herrn Grafen und seinem Diener wach und es macht mir Spaß, ihrer Unterredung zuzuhören, während ich sie bequem durch ein Loch unseres Vorhangs betrachte.

„Weißt Du, Champagne, daß ich einen vorzüglichen Einfall gehabt habe und entzückt bin, einen so entscheidenden Entschluß ausgeführt zu haben?“

„Gewiß, Herr Graf; von welchem Entschluß wollen Sie sprechen?“

„Ei, poß Kuckuk, von dem Einfall, meine Tochter zu entführen und sie mit nach Paris zu nehmen. Wie wird die Frau Gräfin staunen, wenn sie morgen frühe bei ihrem Erwachen ihre theure Adolphine nicht mehr findet.“

„Das Erstaunen wird für die gnädige Frau nicht angenehm sein: sie betet ihre Tochter an.“

„Ja, Champagne, aber ich will sie zwingen, mich auch anzubeten, denn ich bin endlich doch ihr Mann.“

„Kein Zweifel hierüber, Herr Graf.“

„Es hat freilich nicht wenig Mühe gekostet, es zu werden: Fräulein von Blemont wollte sich gar nicht verheirathen. O, sie hat den wunderlichsten Charakter, aber Geist, Geist bis in die Fingerspitzen.“

„Sie wollte Sie nicht, Herr Graf?“

„Das habe ich nicht gesagt; sie wollte überhaupt nicht heirathen. Es war rein die Caprice eines jungen Mädchens... romanhafte, melancholische Ideen.“

„Ist die Frau Gräfin von trauriger Gemüthsbeschaffenheit?“

„Im Gegentheil: sie ist sehr heiter, sehr lebhaft, fast übertrieben vergnügt. Seit unserer Verheirathung ist sie übrigens etwas ernster geworden.“

„Da ich erst seit einem Jahre die Ehre habe, der Kammerdiener des Herrn Grafen zu sein, kenne ich die gnädige Frau kaum, denn im Laufe dieser Zeit hat sie, glaube ich, keine zehn Tage mit dem gnädigen Herrn zugebracht.“

„Nein, Champagne, nicht so viel, und in den fünf Jahren, die wir mit einander verheirathet sind, waren wir höchstens zwei Monate beisammen.“

„Sie müssen einen vortrefflichen Ehestand führen.“

„O, sicherlich, und wenn ich der Frau Gräfin die Freiheit lasse, unaufhörlich zu reisen, wenn ich zugebe, daß sie auf dem Lande ist, während ich in Paris bin, oder nach Paris zurückkehrt, wenn ich mich auf das Land begeben, so kann es noch lange auf diese Weise dauern. Aber Du wirst begreifen, Champagne, daß es Augenblicke gibt, wo es mir großes Vergnügen macht, meine Frau in ihrem Zimmer zu finden.“

„Versteht sich, Herr Graf.“

„Ich weiß wohl, daß unsere Lebensweise außerordentlich vornehm ist. Es gibt nichts Nobleres als Eheleute, die sich des Jahres nur fünf- oder sechsmal sehen; aber man muß sich doch zuweilen treffen, und um mit meiner Frau zusammenzukommen, muß ich ihr immer nachreisen. Wenn ich sie dann noch kriegte... aber im Gegentheil.“

„Wie? kriegt die gnädige Frau den Herrn Grafen d'ran?“

„Nein, Champagne, aber sie ist wie das Quecksilber: sie kann nicht auf einer Stelle bleiben. Zum Beispiel: sie ist auf meinem Landgut in Burgund; ich mache mich auf den Weg, komme an, glaube sie zu finden und angenehm zu überraschen... kein Gedanke: Madame ist vor zwei Stunden auf das Schloß einer ihrer Freundinnen abgereist. Ich eile dorthin: sie hat es kaum wieder verlassen, um nach Paris zu gehen. Ich begeben mich in die Hauptstadt zurück: sie ist Abends vorher in's Bad gereist. So geht es an Einem fort; so oft ich sie suche, verfehle ich sie.“

„Das muß Sie sehr ermüden, Herr Graf.“

„Sie hatte mir es bei unserer Verheirathung zum Voraus gesagt. O, sie hat eine seltene Freimüthigkeit an den Tag gelegt und hat mir keinen ihrer Fehler verborgen. Sie hat mir gesagt: sie sei eitel, eigensinnig, herrschsüchtig, capriziös. Du wirst einsehen, daß mich diese Freimüthigkeit entzückte.“

„Poß Kuckuk, das will ich glauben, gnädiger Herr; eine so offenherzige Frau ist ein Schatz.“

„Und wie ich Dir sagte: sie wollte nicht heirathen.“

„Aber als sie den Herrn Grafen sah, hat sie ihren Entschluß geändert?“

„Im Gegentheil: sie sträubte sich beharrlich. O, sie ist eine Frau von Charakter; sie hat mir sogar gedroht, mir...“

„Ihnen?“

„Mir . . . Du weißt, wie es die Bürgerleute heißen.“

„Ah, ich verstehe, und das hat Ihnen keine Angst gemacht, Herr Graf?“

„Pfui, Champagne; kann ein so ausgezeichnetes Frauenzimmer einen Fehltritt begehen? Waren mir die Tugenden der Fräulein Caroline von Blemont und die Grundsätze, worin sie erzogen worden, nicht bekannt? Ihr Vater, der mein Freund und ein Mann von meiner Art war, denn es bestand viel Ähnlichkeit zwischen uns . . .“

„Hatte er auch nur ein Auge, wie der Herr Graf?“

„Ich spreche von dem Moralischen und den Gefühlen. Ihr Vater, Champagne, sagte zu mir: ‚Heirathen Sie meine Tochter, es ist mir recht und sie wird es am Ende auch zufrieden sein. Sie liebt Sie zwar nicht, aber wenn Sie es geschickt anzugreifen wissen, so werden Sie, ehe fünfzehn Jahre vergehen, von ihr angebetet.‘“

„Das ist ein Vater, der sprach wie Matthias Laensberg.“

„Er hat sich nicht geirrt, Champagne. O, ich bemerke es, so oft es mir gelingt, meine Frau zu erwischen. Die Frau Gräfin hat allmählig sehr viel Neigung für mich, und wenn sie nicht diese verfluchte Manie hätte, in der Welt herumzureisen . . . doch das wird sich mit der Zeit geben.“

Der Herr Graf tritt gähnend dicht zum Ofen hin und da sich somit Herr Champagne hinter seinem

Gebieten befand, so zog er rasch die Flasche aus seiner Tasche, that einen langen Zug daraus und steckte sie unvermerkt wieder an ihren Platz.

„Erinnerst Du Dich, Champagne, als wir vor etwa drei Monaten in der Landschaft Berry auf dem Gute der Frau von Rosange waren, wo mir das seltene Glück zu Theil ward, meine Frau zu treffen?“

„Ja, gnädiger Herr, so wie einen jungen Künstler mit Namen Dermilly, glaub' ich?“

„Dermilly, richtig, das ist ein Maler.“

„Ich glaube ihn auch in der Umgegend des Schlosses gesehen zu haben, von dem wir eben herkommen.“

„Du hast Dich nicht getäuscht. Denke Dir, Champagne, daß dieser Teufels-Dermilly, der sicherlich meine Frau nicht sucht, immer mit ihr zusammentrifft, während ich, der ich ihr unaufhörlich nachjage, Mühe habe, sie zu finden.“

„Das ist in der That sehr sonderbar.“

„Es läßt sich übrigens begreifen: Dermilly reist als Maler gern, um schöne Gegenden zu sehen, die Natur zu bewundern... was weiß ich; diese Künstler sind enthusiastisch, romanhaft. Meine Frau ihrerseits geräth bei dem Anblick eines Wasserfalls, eines Berges, eines Grabens, in Extase. Auf diese Weise konnten sie nicht verfehlen, sich zu begegnen.“

„Allerdings; Herr Dermilly bewundert mit der Frau Gräfin die Natur.“

„So ist es, Champagne; o, sie passen in dieser Art herrlich zusammen.“

„Dieser Herr Dermilly ist sehr hübsch.“

„Ja, für einen Maler ist er nicht übel; er hat freilich keine so edlen Züge wie ich.“

„D, er hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Herrn Grafen. Er ist jung?“

„Ja, er ist ungefähr achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt.“

„Er hat also die Ehre, die Frau Gräfin zu kennen?“

„Poß Ruckuf, das glaube ich wohl; er kennt sie sogar länger, als ich sie kenne: Dermilly war ihr Zeichenlehrer.“

„Ah, ich verstehe.“

„Meine Frau hatte viel Lust zur Malerei, Dermilly unterrichtete sie in Allem, was sie nur wollte, besonders aber in der Historienmalerei.“

„Ah, er ist auch ein Historienmaler?“

„Er malt in jedem Genre: Portraits, Landschaften, historische Gegenstände... was weiß ich. Er trifft ausgezeichnet und hat auch das Bildniß der Frau Gräfin gemalt; meine Tochter trägt es an ihrem Halse. Er hat sogar mich nach einem Gypsabguß gemacht, und hat mich recht gut getroffen; das mit dem schwarzen Taffet bedeckte Auge ist besonders frappant ähnlich. Meine Frau hat mich gleich an die Wand hängen lassen.“

„In ihrem Boudoir?“

„Nein, in der Geräthekammer, neben meine Vorfahren.“

„So viel mir scheint, hat dieser Herr Dermilly Talent.“

„Viel Talent, Champagne, merkwürdiges Talent. Ich erzeige ihm bisweilen die Ehre, ihn zu Tisch zu laden, wenn ich sonst Niemand erwarte, denn Du begreifst wohl, daß ich meinen Rang... aber er schlägt es immer aus; man kann ihn nur auf dem Lande besitzen. Er hat auch das Bildniß meiner Tochter gemalt. Er ist außerordentlich gefällig: ich glaube, der Junge würde mein Pferd malen, wenn ich ihn darum ersuchte, denn er sagte zu mir, als ich ihm saß, daß er auch Thiere mache, wenn es verlangt werde. Ich muß Dein Bild bei ihm bestellen, Champagne.“

„Ach, der Herr Graf sind gar zu gütig.“

„Nein, ich hänge es dann in meinen Speisesaal gegenüber von dem armen Pudel auf, der so gut apportirte.“

Champagne gibt keine Antwort, aber ich sehe, daß er sich rückwärts kehrt und die Flasche an den Mund nimmt, während sich der Herr Graf die Schenkel streicht.

„Wenn ich aber an das Erstaunen denke, welches ich der Frau Gräfin verursachen werde... übrigens ist es ihre Schuld: ich wollte sie mit nach Paris nehmen, wo ich wegen einiger wichtigen Personen, die mir von Nutzen sein können, einen Ball, ein Fest gebe; ich habe einen feinen Takt, Champagne, und sehe in die Zukunft. Niemand ahnt so leicht wie ich eine Absetzung, eine Veränderung, eine Beförderung, eine Erhebung.“

„Es ist keine Kunst, zu merken, daß der Herr

Graf nicht zu den Leuten gehört, denen man Etwas weiß machen kann," entgegnet Champagne, die Flasche wieder in den Sack steckend, aus der er abermals einen Schluck genommen hatte.

„Deshalb ist die Gegenwart der Frau Gräfin unumgänglich nothwendig in Paris. Sie ist nach Savoyen gegangen, um einige Zeit auf dem Gute einer Freundin zuzubringen, die sie sehr gerne haben soll, von welcher ich aber noch nie ein Wort gehört hatte. Mitten im Winter nach Savoyen zu gehen! Daran erkenne ich den tollen Kopf der Frau von Franco-nard. Einerlei, ich lasse mich in Nichts hören. Ich bestelle meinen Wagen, wir reisen ab, beeilen uns unterwegs nicht so sehr, weil ich meine armen Thiere nicht zu stark anstrengen will, und kommen bei Frau von Melval an, wo man uns sicher nicht erwartete, denn hast Du das Erstaunen meiner Frau gesehen?“

„Ja, gnädiger Herr: o, sie hat das Gesicht schändlich verzogen.“

„Wie! das Gesicht verzogen?“

„Ich will sagen, daß das Erstaunen, welches Ihr Anblick in ihr bewirkte, einen solchen Einfluß auf ihre Nerven ausübte, daß ihre Physiognomie... denn die Frau Gräfin hat viel Physiognomie...“

„Außerordentlich, Champagne. Ach, wenn Du zugegen gewesen wärest, als ich ihr ankündigte, ich sei gekommen, um sie mit nach Paris zu nehmen, o, dann hättest Du gelacht über den Zorn, welchen sie heuchelte: sie bebte vor Wuth und stampfte mit den Füßen; sie ist wirklich wunderhübsch.“

„O, der Herr Graf besitzen eine reizende Frau in ihr.“

„Ja, Champagne, das sagen alle meine Freunde zu mir. Endlich hat sich meine Frau beruhigt und in außerordentlich sanftem Tone erwiedert: „Sie können nach Paris zurückkehren, wenn Sie Lust haben, aber ich gehe nicht mit.““

„Ah, das hat die gnädige Frau gesagt?“

„Ja, Champagne, aber mit unvergleichlicher Anmuth, man konnte unmöglich böse werden. Da dieses übrigens meinen Zwecken nicht diente, so war ich ziemlich mißvergnügt, umsonst nach Savoyen gekommen zu sein, als ich in der Umgegend des Schlosses Vermilly, dem jungen Künstler, von dem wir eben gesprochen haben, begegnete; er ging mit meiner Tochter spazieren, für welche er die zärtlichste Anhänglichkeit zu empfinden scheint. Ich wollte mich einen Augenblick mit ihm unterhalten, aber er verließ mich schnell mit den Worten: „Ich muß Fräulein Adolphine zu ihrer Mutter zurückführen, denn die Frau Gräfin liebt ihre Tochter so innig, daß sie keine Stunde ohne dieselbe zubringen kann; sie würde mich zanken, wenn ich so lange wegbliebe.“ Poh Ruck, denke ich, wenn die Frau Gräfin keine Stunde ohne ihre Tochter sein kann, so wird es wohl das beste Mittel sein, wenn ich die Kleine nach Paris nehme, dann wird ihr die Mutter folgen. Um, Champagne, was hältst Du von diesem Einfall?“

„Er ist göttlich, Herr Graf.“

„Solche kommen mir des Tages drei bis vier.

Ich ließ mir zwei Tage lang nicht das mindeste anmerken: ich mußte einen günstigen Augenblick abwarten und das war keine Kleinigkeit. Man hatte mich zwar in einen prächtigen Pavillon einlogirt, der aber eine Stunde von dem Zimmer meiner Frau entfernt war. Erst heute Nacht gelang es mir, indem ich mich in einem Cabinet verbarg, mich in das Zimmer dieser Dame einzuschleichen. Die Kleine schlief, ich bedeckte sie eilig mit diesem Pelz und dieser Haube; Dir hatte ich befohlen, Dich bereit zu halten und wir reisten ab, während man mich tief eingeschlafen glaubte. Der Streich ist köstlich. Wir haben Nebenwege eingeschlagen, weil ich mich nicht von der Frau Gräfin, die mir bestimmt nachsetzen wird, einholen lassen will, ehe wir in Paris sind. Das einzige Uebel ist, daß wir in diesem verfluchten Schnee stecken geblieben sind und mit der Weiterreise warten müssen, bis der Wagen fertig ist."

"Der ist mit Tagesanbruch wieder hergestellt und die Frau Gräfin holt uns nicht ein, weil sie glauben wird, wir haben den geraden Weg eingeschlagen."

"Nun, es wird, Dank meinem vortrefflichen Einfall, Alles gut gehen."

"Welches Glück, Herr Graf, daß Sie ein Kind haben."

"Das ist richtig, Champagne, denn jetzt bin ich gewiß, meine Frau hinzubringen, wo ich nur will!... Schüre doch das Feuer nach, Champagne; was machst Du denn hinter meinem Rücken?"

„Nichts, Herr Graf, ich suche nur Reiser.“

„Da liegen ja vor Dir.“

Durch das häufige Verkosten aus der Flasche fingen Herrn Champagne's Beine zu schwanken an und seine Zunge wurde schwer. Der Herr Graf seinerseits gähnte einmal über das andere und seine Augenlider fielen öfters zu.

„Champagne, weißt Du, daß meine Tochter sehr schön ist?“

„Prächtig, Herr Graf.“

„Sie scheint auch eine hübsche Gestalt zu bekommen.“

„Es wird ein Staatsfrauenzimmer, wenn sie Ihnen gleicht.“

„Wie, wenn sie mir gleicht? Dummkopf! Sie ist mir ja von der Seite auffallend ähnlich.“

„Ich will sagen, sie ist beinahe schon so groß wie Sie.“

„O, so groß wie ich! Du gehst zu weit: ich bin ein Mann wie ein Fels, ich bin dauerhaft.“

„Fertig, es ist Nichts mehr darin,“ murmelt Champagne, der den Rest des Alicanteweines in der Flasche ausgetrunken hatte.

„Was sagst Du, Champagne?“

„Ich, Herr Graf, ich habe Etwas gesagt?“

„Ich glaube, der Schurke schläft ein, während ich mit ihm spreche?“

„Ich, gnädiger Herr? Ich bin so munter wie eine Maus.“

„Meine Tochter hat wunderschöne Augen...“

„Wie Perlen.“

„Und Zähne...“

„Pechschwarz.“

„Eine Nase...“

„Sehr hübsch.“

„Mit einem kleinen Grübchen in der Mitte.“

„Römisch geformt, nicht wahr, Herr Graf?“

„Ach, Champagne, wie schade, daß meine Tochter kein Knabe ist.“

„Ja, das ist richtig, wie schade, daß die Flasche so klein ist.“

„Sie würde, wie Du sagst, sich hübsch als Knabe ausnehmen. Das wäre endlich ein Franconard, und ich muß einen haben, damit mein Name nicht ausstirbt.“

„Ja, gnädiger Herr, Sie müssen...“

„Ich will mich auch ernsthaft damit beschäftigen, Champagne, und ich werde einen Sohn bekommen, es sei denn, daß meine Frau wie gewöhnlich...“

„Ja, gnädiger Herr... sorgen Sie aber für viel und alten, wie der, den ich eben getrunken habe.“

Der Herr Graf schloß die Augen, Herr Champagne flötete und schlief neben seinem Gebieter ein. Des Horchens und Beobachtens müde, streckte ich mich neben meinen Brüdern aus und machte es bald den Reisenden nach.

Drittes Kapitel.

Sie erwacht. — Abreise der Fremden.

Ich weiß nicht, wie viel Uhr es war, als mich ein Klopfen an unserer Hausthüre plötzlich erweckte; zugleich hörte ich den alten Herrn ausrufen:

„Hierher, Champagne! Wer ist der Unverschämte, der es wagt, mich zu stören? Ich habe vierzigtausend Franken Renten und den ersten Koch in Paris.“
Champagne seinerseits murmelt halbschlafend, indem er sich die Augen ausreibt:
„Was will man von mir? Wer ruft mich? Der alte Narr, der seiner Frau nachläuft, die ihn zum Besten hat? ... Ich habe Alles ausgetrunken, wie schade.“

Zum Glück für Champagne hört sein schlaftrunkener Herr diese Worte nicht. Meine Mutter beeilte sich aufzumachen: es war mein Vater, der dem Reisenden ankündigte, daß sein Wagen hergestellt sei. Die Lampe, die noch brennt, verbreitet ein mattes Licht in unserer Hütte; kaum ist mein Vater eingetreten, so höre ich meine Mutter einen lauten Schrei ausstoßen.

Der alte Herr macht einen Satz auf seinem Stuhle; Champagne stürzt vorwärts, um schneller aufzustehen, aber bei dieser Bewegung rutscht sein Stuhl zurück: er verliert, da er den Dunst des Alicaneweines noch nicht ganz ausgeschlafen hat, das

Gleichgewicht und fällt auf den Schooß seines Gebieters, der ein fürchterliches Geschrei ausstößt, weil er glaubt, es sei eine Räuberbande in die Hütte eingedrungen.

Ein ziemlich tiefer Riß über dem linken Auge meines Vaters, aus welchem dicke Blutstropfen herabfloßen, hatte meine Mutter zu dem Schreckensruf veranlaßt und diese Bestürzung in unserer Wohnung verbreitet.

„O, mein Gott! Du bist verwundet, armer Jörgel!“ klagt sie. „Ach, ich hatte doch eine Ahnung, daß Dir irgend ein Unglück begegnen werde. Aber Du wolltest nicht auf mich hören.“

„Es ist Nichts, es hat Nichts zu sagen, gute Marie,“ entgegnet mein Vater, seine Wunde mit dem Taschentuch bedeckend. „Als ich den Hügel hinaufkletterte, um schneller die entgegengesetzte Seite des Dorfes zu erreichen, glitschte mein Fuß auf dem Schnee aus: ich fiel nieder und ein Stein rißte mich leicht am Kopfe.“

„Aber es fließt ja Blut heraus, es muß Dir wehe thun?“

„Nein, sage ich Dir, es hat Nichts zu bedeuten. Kümmeren wir uns jetzt nicht um das.“

Bei dem Schrei meiner Mutter war ich auch von unserem Lager aufgestanden. Ich näherte mich unserem Vater: der Anblick des aus seiner Wunde träufelnden Blutes ergreift mich und ich fange an zu weinen. In meinem Alter ist das verzeihlich; außerdem besaß ich nie jenen Muth, der darin besteht, die Lei-

den Anderer ohne Rührung mitanzusehen. In der Welt heißt man das Festigkeit, in unsern Bergen wäre es Egoismus gewesen.

Während mich mein Vater tröstet und meiner Mutter Fassung einredet, erwacht der Herr Graf vollends und sieht endlich, daß er Herrn Champagne auf dem Schooße hat. Dieser war auf seinem Gebieter wieder eingeschlafen, welcher, weil er sich überfallen glaubte, mehrere Minuten regungslos sitzen geblieben war.

„Wie, Schurke, Du sitzt auf meinem Schooße?“ ruft der Graf, sich von seinem Diener befreiend, aus.

„Was, gnädiger Herr, ich saß auf Ihnen? Was Einem doch im Schläfe begegnen kann! Der Alp muß mich gequält haben. Man macht auch einen Lärm in diesem Nest, man kann nicht ruhig schlafen, man schreit, man weint, man versteht sein eigenes Wort nicht.“

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufgeweckt habe,“ sagt mein Vater, „aber ich glaubte, es würde Ihnen ein großes Vergnügen machen, zu erfahren, daß Ihr Gefährt hergerichtet sei.“

„Ah, ah, Ihr seid es, guter Mann? Der Teufel, schon zurück?“

„Es sind schon mehr als fünf Stunden, daß ich fort bin. Ich habe Zeit gebraucht, um zu dem Wagner zu gehen, ihn aufzuwecken und zu bestimmen, bei dem abscheulichen Wetter mitzukommen. Dann habe ich ihn zu Ihrem Gefährt geführt: es war aber

fast Nichts zu machen; indessen ist er noch draußen: er wartet ohne Zweifel auf Bezahlung."

"Fünf Stunden? Wie doch die Zeit vergeht, wenn man plaudert... nicht wahr, Champagne? Denn ich habe keine Minute geschlafen."

"Ich auch nicht, gnädiger Herr, ich hatte die Augen so offen wie Sie."

"Wie viel Uhr ist es?"

"Es wird bald tagen: beinahe sechs Uhr."

"Champagne, geh' und bezahle den Handwerksmann; er muß Dir aber dafür stehen, daß ich ohne Gefahr weiter fahren kann."

"Ja, gnädiger Herr."

"Ach, gib mir vorher die Alicante-Flasche, ich bin ganz starr vor Kälte und muß mich ein wenig erwärmen."

Nachdem Herr Champagne einen Augenblick gezögert hat, stürzt er endlich in der Tasche und zieht die Flasche heraus, die er seinem Gebieter respektvoll überreicht. Dieser pfropft sie auf, nimmt sie an den Mund, ruft aber bald aus:

"Was soll das heißen, Champagne?"

"Was, Herr Graf?"

"Die Flasche ist leer!"

"Glauben Sie, gnädiger Herr?"

"Wie, glauben Sie? Ich weiß es, beim Ruckuf, gewiß."

"Sonderbar! Es war nur ein Viertel davon getrunken, als Sie mir sie heute Abend zurückgaben."

„Ich weiß es wohl, Schuft! Wie willst Du mir das erklären?“

„Ach, jetzt weiß ich, wie es kommt, gnädiger Herr: als ich mich vorhin plötzlich auf Sie warf, weil ich glaubte, man greife Sie an, werde ich die Flasche irgendwo angestoßen haben und der Inhalt ist herausgelaufen, meine Tasche ist noch ganz naß.“

„Wie, Schurke, Du wagst es...“

„Sie wissen wohl, Herr Graf, daß Sie die ganze Nacht kein Auge geschlossen haben und ich immer neben Ihnen saß: es wäre mir somit unmöglich gewesen, den gnädigen Herrn zu hintergehen, selbst wenn ich die Absicht gehabt hätte.“

„Deine Bemerkung ist in der That richtig.“

Herr Champagne macht sich, entzündt, so leicht davon gekommen zu sein, aus dem Staube. Meine Mutter wusch die Wunde meines Vaters, dem ich Hut und Stock abgenommen hatte, mit frischem Wasser aus, meine Brüder schliefen noch und unser Gast schlüpfte fast in den Ofen hinein, indem er sich an Einem fort über Kälte beklagte. Er hatte den Schaden nicht gesehen, den sich der gute Jörgel angethan, während er mitten in der Nacht über unsere Berge hingeeilt war: dieser Mann sah nur, was ihn selbst betraf; für die Mühe, die man sich feinetwegen gab, für die Leiden der Unglücklichen, die Thränen des Kammers, den Schmerz der Waisen war sein noch übriges Auge ebenfalls mit einer dichten Binde bedeckt.

Eine feine, äußerst sanfte Stimme erregte unser

Aufmerksamkeit: das kleine Mädchen war erwacht. Ueber die Wunde meines Vaters hatten wir die schöne Schläferin vergessen.

„Mama, Mama!“ sagt die hübsche Kleine; dann hebt sie den Kopf in die Höhe und wirft erstaunte Blicke um sich. Wir sehen nun ihre Augen: sie sind schwarz, aber so sanft, so mild! Bei ihrem ersten Ton war ich an's Bett geeilt und dort blieb ich und betrachtete sie.

„Mama!“ ruft sie auf's Neue, aber ihre Stimme ist schon nicht mehr so ruhig: der Schmerz gibt sich darin kund. Sie sieht nirgends ihre Mutter... ihre schöne Augen füllen sich mit Thränen.

Meine Mutter hatte sich der Kleinen ebenfalls genähert; sie bewunderte abermals das schöne Kind, indem sie einmal über das andere ausrief:

„Guter Gott, was für ein hübsches kleines Mädchen!“

Wir lächelten sie Alle an, aber das arme Kind blickte uns mit Staunen und Furcht an und wiederholte:

„Ich will zur Mama!“

„Mein Herr,“ sagt meine Mutter zu dem Fremden, „Ihr Fräulein ist aufgewacht und will zu ihrer Mutter.“

„Nun, so geben Sie ihr zu trinken, das beruhigt außer dem Wiegen die Kinder immer.“

Meine Mutter reicht der Kleinen ein Glas, aber diese stößt es zurück und ruft immer nach ihrer Mama; sie weint, sie schluchzt, ihre schönen Haare

hängen über ihre Augen herab, in denen sie mit ihren kleinen Händchen reibt, indem sie an Einem fort wiederholt:

„Ich will zu meiner Mama.“

Wir waren Alle von dem Schmerze des kleinen Mädchens gerührt, der alte Herr allein schien nicht darauf zu achten und murmelte, sich an Einem fort die Beine reibend:

„Meine armen Pferde wird es recht gefroren haben. Ich wollte, ich wäre schon wieder in Paris. Ich wette, Cäsar hat Heimweh nach seinem Herrn; was wird er für einen Kreissprung machen, wenn er mich wieder sieht. Dieses Thier ist sehr gescheidt: ich muß ihn Domino spielen lehren wie den famosen Munito.“

„Mein Herr,“ unterbricht ihn meine Mutter, „Ihre Kleine weint immer, das arme Kind ist untröstlich.“

„Saget ihr, daß ich ihr die Ruthe geben werde.“

„Ach, mein Herr, ein so kleines Kind, ein so hübsches Mädchen schlagen? Ach, das sagen Sie nur im Scherze. Wir schlagen die unsrigen nicht einmal und sie sind weit nicht so zart wie dieser Engel.“

Der alte Herr wendet sich mit einer Grimasse ab und sagt, indem er sein kleines graues Auge auf meine Mutter heftet:

„Will mich die Savoyardin vielleicht unterrichten, wie ich meine Tochter erziehen soll? Bringt mir Fräulein Adolphine her.“

Meine Mutter nimmt die Kleine auf den Arm

und schickt sich an, sie ihrem Vater auf den Schooß zu setzen, aber dieser winkt ihr, das Kind vor ihn auf den Boden zu stellen und die Kleine macht, nachdem sie den Herrn Grafen betrachtet hat, ein Schnippchen, welches ihrem Gesichtchen einen noch lieblicheren Ausdruck verleiht.

„Fräulein Tochter,“ sagt der alte Herr streng zu ihr, indem er eine Prise aus einer kostbaren goldenen Dose nimmt, „Dein Betragen ist sehr unpassend, um mich nicht schärfer auszudrücken. Du willst zur Frau Gräfin? Das ist ganz recht, weil Du diese aber nicht siehst, fängst Du zu weinen an. Ein so rücksichtsloses Benehmen gestatte ich nicht. Du bist bei mir und ich habe Dir schon gesagt, daß ich Dein Vater sei... außerdem mußt Du mich kennen. Vater oder Mutter ist durchaus dasselbe, es sei denn, daß Dich die Eine verdirbt und verzieht, während Dich der Andere abstrast, wenn Du nicht artig bist.“

Statt aller Antwort auf diese Strafpredigt, von der das kleine Mädchen nicht ein Wort verstanden hat, stampft sie heftig mit dem Fuß auf den Boden und wiederholt:

„Ich will zur Mama!“

„Schaut einmal, welcher Charakter!“ ruft der Herr Graf aus; „sie gibt nicht nach, sie wird einmal eigensinnig. Es ist aber nicht zum Verwundern: sie ist eine Franconard und am Eigensinn sind wir Alle zu erkennen.“

In diesem Augenblick kommt Champagne zurück. „Es ist Tag, Herr Graf,“ sagt er eintretend; „wann wollen Sie sich wieder auf den Weg machen?“

„Augenblicklich! Der Wagen ist also vollständig reparirt?“

„Ja, gnädiger Herr, es ist Nichts mehr zu befürchten.“

„Vorwärts! gib' mir meinen Mantel, daß ich mich recht einmache.“

Während der Diener seinen Herrn so fest einwickelt wie eine Brantweinflasche, nähere ich mich dem kleinen Mädchen; sie weint nicht mehr, sie steht unbeweglich an dem Ofen, aber ihre schönen Augen sind so traurig, schwere Seufzer entringen sich ihrer Brust; man sieht, daß sie mit Mühe ihre Thränen zurückhält.

Ich umschlinge sie mit meinen Armen und hebe sie in die Höhe.

„Was machst Du denn, Andreas?“ fragt mein Vater.

„Ich will sie tragen, Vater. O, ich habe schon so viel Kraft! Ihr seid verwundet, Ihr könntet wieder fallen.“

Ich schickte mich an, die Kleine bis zum Gefährt zu tragen (denn ich war in der That schon stark für mein Alter); aber Herr Champagne hält mich zurück und bemächtigt sich des Kindes. O! wenn ich hätte Widerstand leisten können, welches Vergnügen würde es mir gemacht haben, diesen Mann zu schlaen, welcher mich des Glückes beraubte, das kleine Fräulein zu tragen, das bereits seine schneeweißen Hände auf meinen Kopf gelegt und mit seinen Fingerchen meine wollene Mütze weggeschleudert hatte, da es dieselbe wahrscheinlich für eine häßliche Bedeckung hielt.

Die Reisenden sind im Begriff, sich zu entfernen; Herr Champagne hat die hübsche Schläferin auf dem Arme, die mir zulächelt, obwohl man ihr ansieht, daß sie betrübt ist; aber es gibt ein Alter, wo Kummer und Freude schnell auf einander folgen; die Freude strahlt unter Thränen hervor, welche eben so schnell trocknen, als sie geflossen sind. Man sieht bereits nichts mehr als die Nasenspitze des Herrn Grafen, der sich in seinen Mantel so vorsichtig einpackt, als ob er den Montblanc zu Fuß hätte besteigen wollen. Mein Vater steht immer in einer Ecke der Stube, zu stolz, eine Belohnung zu verlangen, die er übrigens redlich verdient hat. Herr Champagne bleibt jedoch im Vorbeigehen vor ihm stehen und sagt: „O! Ihr seid verwundet?“

„Ja,“ erwidert meine Mutter, „bei dem Laufen heute Nacht für Ihren Herrn hat er sich so zugerichtet.“

„Wie, er ist verwundet!“ ruft der Herr Graf aus, dessen durch den Mantel erstickte Stimme in diesem Augenblick dem Tone eines Tuthorns gleicht. Er steht vor meinem Vater still, entschließt sich, zwar mit sichtlichem Bedauern, eine seiner Hände unter dem Mantel zu bewegen und sucht lange in seiner Tasche, indem er vor sich hin murmelt:

„Ach, der Teufel! in der That, ich hätte es beinahe vergessen, ich muß ihm Etwas geben. Nicht wahr, Champagne?“

„Er verdient es sehr, Herr Graf.“

„Ja, ja, allerdings! Es ist übrigens unangenehm, auf der Reise immer die Hand in dem Beutel haben

zu müssen; es nimmt gar kein Ende! Hier nehmet, mein Lieber, Ihr sollt Euch daran erinnern, daß Ihr den Grafen Nestor von Franconard in Eurer Hütte beherbergt habt."

Mit diesen Worten drückt der Graf meinem Vater einen kleinen Thaler in die Hand und verläßt, sich auf's Neue in seinen Mantel einhüllend, in Begleitung seines Dieners, der das kleine Mädchen auf dem Arme hat, unsere Wohnung. Sie haben bald die ihrer harrende Chaise erreicht und entfernen sich aus unserer Gegend.

"Einen kleinen Thaler!" sagt meine Mutter, als die Reisenden fort sind; "es ist schon der Mühe werth, sich um einer solchen Belohnung willen den Schlaf zu brechen und sein Leben auszusetzen."

"Marie," entgegnet mein Vater, "man muß immer gefällig sein, ob man dafür belohnt wird oder nicht. Ist man es nicht jedenfalls durch das Vergnügen, seine Pflicht gethan zu haben? Allerdings hätte sich dieser Fremde freigebiger zeigen können; um so schlimmer für ihn, wenn er ungern hergibt: er beraubt sich dadurch eines Genusses. Unsere Hütte ist für Jedermann offen, die Reichen finden Eintritt wie die Unglücklichen."

"Aber diese Wunde? Soinetwegen hast Du sie erhalten."

"Das hat Nichts zu bedeuten! Glaub' mir, Deine Pflege und die Liebkosungen unserer Kinder werden sie schneller heilen als alles Gold dieses Reisenden."

Meine Mutter sagt Nichts mehr zu ihrem Manne,

aber beim Ab- und Zugehen höre ich sie noch murmeln: „Einen kleinen Thaler und es hätte ihm beinahe das Leben gekostet!“

Der Herr Graf hatte in der That für einen Edelmann nicht nobel gehandelt; es gibt aber viele Bürgerliche, die eine edle Seele haben, und das gleicht die Sache wieder aus.

Viertes Kapitel.

Der Tod eines guten Vaters. — Nothwendige Trennung.

Seit mehr als einer Stunde waren die Fremden abgereist. Mein Vater saß am Ofen und aß die Suppe, welche ihm die Ankunft des Herrn Grafen nicht gestattet hatte, am Vorabend zu essen; meine Mutter beschäftigte sich mit ihrer Haushaltung; meine Brüder standen bereits vor der Hausthüre und verzehrten ihr Stück schwarzes Brod; ich war ihnen nicht gefolgt, sondern blieb in der Stube und suchte das hübsche kleine Mädchen noch und war betrübt, es nicht zu finden.

Indem ich meine Blicke nach dem Bette hinwende, auf dem sie ausgeruht hatte, sah ich Etwas glänzen; ich eile darauf zu und hebe neben der Bettstatt das Medaillon auf, welches wir gestern Nacht bewundert hatten. Ich stoße einen Freudenschrei aus.

„Was hast Du, Andreas?“ fragt mich mein Vater.

„O, ich habe ein Geschmeide gefunden! Schaut, schaut!“

Ich gehe zu ihm hin und zeige ihm das Bildniß.
 „Das ist das, welches das kleine Mädchen am Halse trug,“ sagt meine Mutter; „es wird sich von der Kette abgelöst haben. Sieh' doch, Jörgel, was für ein hübsches Frauenzimmer! O, das ist die Mutter des kleinen Engels, der auf unserem Bette schlief.“

„Ja, sehr schön; aber der Kuckuk, wie greifen wir es an, um das Bild dem Herrn zurückzugeben? Poß Teufel, wenn man es nur früher gesehen hätte! Marie, glaubst Du, man könne den Wagen noch einholen?“

„Nein, gewiß nicht: sie sind schon mehr als zwei Stunden voraus. Wissen wir überdies, wo sie hingehen? Du willst am Ende gar wieder fortlaufen und Dich des alten, häßlichen Herrn wegen verwunden, der Einem nicht einmal dafür dankt?“

„Ach, Marie, ist der Eigennuß erlaubt? Es handelt sich darum, ehrlich zu sein und seine Pflicht zu thun.“

„Poß Tausend! ich glaube, wir sind ehrlich; obwohl arm, sind wir, Gott sei Dank, doch geschäft in der Gegend. Aber Du siehst, Jörgel, das Portrait ist nicht mit kostbaren Steinen eingefast; o! wenn es mit Diamanten oder Juwelen besetzt wäre, so würde ich selbst, und wenn ich zehn Stunden machen müßte, der Chaise nachlaufen, um den etwaigen Verdacht, als hätten wir es absichtlich behalten, von uns abzuwälzen; es ist jedoch nur mit einem einfachen Gold-

reis umgeben; wir sind unschuldig, daß es die Kleine verloren hat. Außerdem wird der Herr, wenn er bemerkt, daß es seiner Tochter fehlt, gleich vermuthen, sie werde es bei uns gelassen haben und einen seiner Diener schicken, um es zu holen. Sei überzeugt, daß es der Fremde, wenn ihm viel daran liegt, sicher zurückverlangen wird. Unterdessen wollen wir das Bild, da wir durch Zufall in seinen Besitz gekommen sind, behalten. Mach' Dir deshalb keine Sorgen!"

„Wohlan, ich glaube, Du hast recht, Marie; jedenfalls ist das Gefährt schon zu weit entfernt. Man wird das Medaillon übrigens allem Vermuthen nach bald zurück begehren.“

Mein Vater täuschte sich in seinen Vermuthungen; ein Tag verstrich um den andern und Niemand holte das Bildniß.

Die Gesundheit meines Vaters besserte sich indeß nicht, sie nahm im Gegentheil täglich mehr ab. Seine Kopfwunde war zwar vernarbt, aber er fühlte im ganzen Leibe Schmerzen, die er sich vergebens anstrengte, vor uns zu verbergen. Unsere Armuth vermehrte sein Leiden noch, da sich ernstliche Sorgen für die Zukunft in ihm erweckten; meine Mutter bemühte sich umsonst, ihn zu beruhigen. Er war schon lange nicht mehr im Stande, zu arbeiten. Als Führer der Reisenden und Neugierigen, die häufig unsere Berge und unsere rauhe Gegend bewunderten, hatte mein Vater bisher den Unterhalt für seine Familie verdient; diese Hilfsquelle versiegte nun.

Jeden Tag bot ich mich an, die Stelle meines Vaters zu vertreten: ich brannte vor Begierde, meinen Eltern nützlich zu sein und ihr Elend zu erleichtern; allein sie hielten mich noch für zu jung, um die Gletscher zu ersteigen und mein Leben auf den an Abgründen hinführenden Wegen auszusetzen; sie zitterten für meine Tage. Wenn ich aus dem Dorfe spät nach Hause kam, so waren sie in fürchterlicher Unruhe; sie glaubten mich verwundet und überschütteten mich, nachdem sie mich gezankt hatten, in ihrer Freude mit Zärtlichkeiten. Die Armen geben oft den Reichen ein Beispiel, wie man seine Kinder lieben soll.

Eines Tages übrigens, als ich allein aus dem Dorfe zurückkehre, begegne ich einem Reisenden, der mich ersucht, ihm einen Weg zu zeigen, der auf eine gewisse Höhe führt, von der aus man eine weite Fernsicht hat. Der Weg war zwar schwierig und führte an Abgründen hin, aber ich hatte ihn schon mehrmals mit Wissen meiner Eltern gemacht. Ich biete mich dem Reisenden als Führer an: er willigt ein; wir klettern die Felsen hinan. Nachdem der Fremde einige Zeit das prächtige Gemälde, welches sich seinen Blicken darbietet, bewundert hat, steigt er wieder herunter und setzt seine Reise fort; ehe er sich aber von mir trennt, drückt er mir eine kleine Silbermünze in die Hand mit den Worten:

„Hier, mein Junge, nimm' das für Deine Bemühung.“

Nie hatte ich ein so großes Vergnügen empfunden. Ich eile, fliege unserer Wohnung zu: man

sieht keine Spur meiner Schritte auf dem Schnee, denn ich berühre kaum den Boden; ich komme endlich außer Athem zu Hause an und gebe meiner Mutter die von dem Reisenden erhaltene Münze.

„Woher hast Du das?“ fragt mich mein Vater. Ich erzähle, was ich gethan habe; ohne Zweifel muß ich sehr stolz und selbstzufrieden ausgesehen haben, denn mein Vater lächelte, obgleich er mich anfangs schelten wollte.

Peter und Jakob reißen große Augen auf und sagen, sie wollen auch Geld verdienen, aber Jakob ist noch so klein und Peter so ängstlich.

Leider bieten sich solche Gelegenheiten selten dar: man wacht über mich, daß ich mich nicht entferne. Wir bleiben bei meinem Vater. Seine Schmerzen scheinen zuzunehmen; nur in der Mitte seiner Kinder fühlt er sich etwas besser. Wir bringen die langen Winterabende an seiner Seite zu... ach! er hat nicht mehr die Kraft, uns auf den Schooß zu nehmen. Meine Mutter arbeitet unaufhörlich. „Mein Spinnrad reicht hin, uns zu ernähren,“ sagt sie. Die arme Mutter! sie verschweigt, daß sie bei Nacht weint, während mein Vater schlummert; ich allein habe es bemerkt, da ich auch oft nicht schlafen kann.

Um unsern Kummer zu vergessen, bitten wir häufig unsern Vater, uns das Bild der schönen Dame zu zeigen. Wir sehen es gern an; mich erinnert es immer an das hübsche kleine Mädchen, das in unserer Hütte geschlafen hat.

„Es ist doch sonderbar, daß man das Bildniß

nicht hat holen lassen," sagt mein Vater; „der Mann dieser Dame muß sie doch lieb haben.“

„Der Mann!“ versetzt meine Mutter; „ach! wenn es der häßliche, einäugige mit dem kleinen Thaler ist, wie soll der sie lieb haben! Als ich von seiner Tochter mit ihm sprach, dachte er nur an einen Hund, auf den er sich seiner Sprünge wegen freute. Der kleine Engel weinte und verlangte nach seiner Mutter, das war sehr natürlich: statt sie nun zu küssen, zu trösten, wollte er sie schlagen; endlich hat er ihr eine ewig lange, verschrobene Predigt gehalten, von der die arme Kleine Nichts verstand. Geh', der Mensch kann Niemand wahrhaft lieben. Hätte er das Bild seines Hundes da gelassen, so wette ich, würde er alle Champagne ausgesendet haben, um es wieder herbeizuschaffen.“

Einige Freunde unseres Vaters, die in unsere Hütte kamen, hatten das Bild, wenn wir es betrachteten, gesehen und erfahren, durch welchen Umstand es in unsere Hände gekommen war. Ein alter Italiener, der sich seit einigen Tagen in Savoyen befand, machte meinem Vater eines Tages den Vorschlag, das Portrait in der nächsten Stadt für ihn zu verkaufen, indem er ihn versicherte, man könne wenigstens dreißig Franken für die goldene Einfassung bekommen. Dreißig Franken, das war für uns eine beträchtliche Summe; aber weit entfernt, hiermit einverstanden zu sein, wies mein Vater den Vorschlag mit Verachtung zurück.

„Das Portrait gehört nicht uns," sagte er; „der

Eigenthümer desselben kann früher oder später kommen und es zurückverlangen, und Sie machen mir den Vorschlag, es zu verkaufen! Nein, Jörgel stirbe lieber vor Elend, ehe er das Gut eines Andern berührte."

Ich stand neben meinem Vater, als er diese Worte beendigte. Er nimmt mich bei der Hand, zieht mich zu sich hin und sagt zu mir:

"Mein lieber Andreas, vergiß nie, was Du eben gehört hast; später wirst Du vielleicht einst reisen, dann gehst Du nach Paris. Wer weiß, ob Du Dir nicht dort, glücklicher als ich, ein Vermögen erwerben kannst, aber nur jeder Zeit auf eine rechtliche Weise, deren Du Dich nicht zu schämen brauchst. In den großen Städten nimmt man es zwar mit der Rechtsschaffenheit nicht so genau wie in unsern Bergen, behalte aber die Grundsätze Deines Vaters und die in Deiner Heimath hierüber geltende Ansicht bei: sie ist die richtige, mein Junge. Wer wahrhaft redlich ist, kann sich mit aufrechtem Haupte überall sehen lassen; dem Himmel sei Dank, der, welcher mir gerathen hat, dieses Geschmeide zu verkaufen, ist nicht in unserer Gegend geboren."

"Ich will Euch folgen, Vater," erwiederte ich, ihn küssend. "Und wenn ich nach Paris gehe, nehme ich das Portrait mit mir, denn ich werde ohne Zweifel den Herrn, welcher bei uns war, wieder erkennen. Ich erkenne ihn sicher, er ist so häßlich; ich erkenne auch das kleine Mädchen, es ist so hübsch; dann gebe ich ihnen das Geschmeide zurück."

"Wenn Du nach Paris gehst, Andreas, so vergiß

Deine Mutter nicht, die Du in ihrer Hütte zurückgelassen hast."

"O nein, mein Vater; ich schicke ihr all' mein erspartes Geld und Euch auch."

"Mir?"

Mein Vater lächelt wehmüthig: er fühlt wohl, daß er nicht mehr lange bei uns weilen wird; aber er thut sein Möglichstes, uns dieß zu verbergen. Die Heiterkeit ist aus unserer Hütte geflohen, wo sie früher beständig ihren Sitz hatte. Der Anblick unseres kranken Vaters raubt uns sogar die Lust, uns unsern Spielen hinzugeben; wir klettern nicht mehr auf den Berg hinauf, wir schleifen nicht mehr, wir machen keine Schneeballen mehr; wir bleiben immer bei ihm, denn wir sehen, daß ihm dieses Freude macht. Wir setzen uns still zu seinen Füßen nieder. So ruhen wenigstens seine Augen, wenn er ein Bißchen einschlummert, auf seinen Kindern, und sein erster Blick bei seinem Erwachen fällt auf uns. Aber ach! schon lange genießt er jene Augenblicke der Ruhe, während welcher wir, zu seinen Füßen sitzend, um ihn nicht zu erwecken, das tiefste Schweigen beobachteten, nicht mehr. Kaum hat er noch die Kraft, aufzustehen und seinen großen Stuhl zu erreichen.

"Wie ist es Dir?" fragt meine Mutter oft.

"Gut... gut," antwortet er immer noch lächelnd. Aber dieses Lächeln beruhigt sie nicht mehr, während ich und meine Brüder, da wir den Zustand meines Vaters nicht begriffen, ihn jeden Morgen bald hergestellt hofften.

Eines Tages weinte meine Mutter bei ihrem Spinnrad; unser Vater hatte schon lange nicht mehr mit uns gesprochen. Plötzlich ruft er uns, breitet seine Arme gegen uns aus und umschließt uns innig; ich höre ihn von meiner Mutter, die herbeigeeilt war, Abschied nehmen, er nennt uns seine lieben Kinder, dann schließt er die Augen und stößt einen tiefen Seufzer aus.

Meine Mutter sinkt bitterlich weinend auf einen Stuhl nieder; sie kann ihr Schluchzen nicht mehr zurückhalten. — „Still,“ sagen wir, meine Brüder und ich, zu ihr; „mache keinen Lärm: der Vater ist eingeschlafen, Du weckst ihn auf.“ Damit haben wir bereits unsern gewöhnlichen Platz eingenommen: uns zu seinen Füßen niedergesetzt. Wir schweigen mäuschenstill, aber unsere Mutter weint an Einem fort. Endlich ruft sie aus:

„Ach, meine Kinder, euer Vater ist gestorben! ihr habt ihn verloren. Mein guter Förgerel ist todt!“

Todt!... Dieses Wort ergreift uns, wir können es aber noch nicht recht verstehen. „Todt!“ wiederholen wir, „das heißt so viel, als er wird nicht mehr erwachen?“ Wir können es nicht glauben und stehen leise auf, um unsern Vater zu betrachten. Er scheint zu schlafen und seine so gutmüthigen, so sanften Züge sind ganz unverändert. Jakobchen ruft ihm.

„Nein, meine Kinder, er hört euch nicht mehr,“ sagt meine Mutter. Sie nähert sich uns und heißt uns mit ihr vor unserm Vater niederknien. „Bittet

den lieben Gott," sagt sie, „damit euer Vater immer vom Himmel herab über euch wache.“

Wir beten lange, und je mehr Zeit vergeht, desto lebhafter wird unser Schmerz: denn unser Vater erwacht nicht und wir fangen an zu begreifen, was der Tod ist.

Leute aus dem Dorfe treten in unsere Hütte; sie suchen unsere Mutter zu trösten, aber sie lassen sie in ihrer Wohnung; denn bei uns flieht man Die, die man liebt, nicht, sobald sie aufgehört haben zu leben, und fürchtet sich auch nicht, an einem Orte zu bleiben, der uns an sie erinnert.

Welch' trauriger Tag verstreicht! Meine Mutter weint immer; sie gibt denen, die sie trösten wollen, keine Antwort: sie scheint sie nicht zu hören. Ich und meine Brüder sagen Nichts zu ihr; aber wir setzen uns dicht neben sie, wir umschlingen sie mit unsern Armen, legen unsern Kopf auf ihre Brust, und dann weint sie minder heftig.

Tags darauf tragen Männer meinen Vater fort; man winkt mir und meinen Brüdern, ihm zu folgen, während meine Mutter sich ihrem Schmerz hingibt. Wir begleiteten die Leiche nicht allein: fast alle Männer des Dorfes gingen mit hinter uns drein. Man schritt ganz langsam einher, sprach beinahe Nichts, und Alles sah traurig aus. Ich hörte bloß bisweilen sagen: „Er war so sanft, er hatte keinen Fehler, der arme Jörgel!“

Niemand sagte: Er war ein rechtschaffener Mann! denn in unseren Bergen findet man das bloß natürlich.

Man pflanzt ein Kreuz auf das Grab meines Vaters und schreibt seinen Namen und sein Alter darauf; man hält seiner Asche keine Leichenrede, aber Alles vergißt Thränen und ich habe mich seither überzeugt, daß dieses mehr werth ist als eine Predigt.

Meine arme Mutter! wie sie weint, als sie uns wieder erblickt, wie sie uns küßt, während sie ausruft: „Ihr seid mein einziger Trost!“ Wir theilen ihren Schmerz, und hundertmal des Tages suchen unsere Blicke unsern Vater noch auf der Stelle, wo er gewöhnlich saß.

Aber die Zeit lindert den Kummer der Kinder bald. Nach Verfluß einiger Wochen geben wir uns auf's Neue unsern Spielen hin. Meine Mutter allein ist immer noch traurig, obgleich sie nicht mehr so viel weint. Diese gute Mutter arbeitet unablässig; kaum genießt sie einige Stunden der Ruhe. Um uns zu ernähren, quält sie sich so ab. Ich höre oft die Bewohner des Dorfes zu ihr sagen: „Ihr müßt Eure beiden Ältesten nach Paris schicken: sie sind groß genug, diese Reise zu machen. Sie machen es dann wie die Anderen: sie verdienen Geld und schicken es Euch. Später können sie ja wieder zurückkommen. Glaubt uns, Mutter Jörgel, folgt unserem Rathe: Ihr könnt die drei Jungen nicht ernähren, und wenn Ihr Euch krank schaffet, so reicht es nicht hin.“

„Ja... ja,“ antwortet meine Mutter, „ich weiß wohl, daß es sein muß, aber mich von meinen Kindern zu trennen... dazu habe ich den Muth nicht!“

„Ihr könnt ja den kleinen Jakob bei Euch behalten.“

„Aber dann sehe ich Andreas und Peter nicht mehr.“

Dabei blickte meine Mutter uns seufzend an und arbeitet noch eifriger. Aber ich sah ein, daß unsere Nachbarn recht hatten, denn es that mir wehe, daß sie sich so abquälen mußte, ohne daß ich ihr oder meine Brüder hätte helfen können. Bisweilen diente ich einem Reisenden als Führer, aber das kam so selten vor! „Lasset Peter und mich in die große Stadt gehen,“ sagte ich oft. „Dort werden wir viel Geld für Euch verdienen.“

„Du willst mich also verlassen, Andreas?“

„Um Euch eine bessere Zukunft zu bereiten.“

Meine Mutter küßt uns, aber sie zögert immer. Die Zeit verstreicht indessen; es sind schon sechs Monate seit dem Tode meines guten Vaters verfloßen. Ich sehe, daß sich meine Mutter Alles entzieht, um uns zu erhalten, und ich bin entschlossen, mich nach Paris aufzumachen. Ich bin einige Monate über acht Jahre alt, kräftig und habe Muth, außerdem den sehnlichen Wunsch, zu arbeiten und mein Brod zu verdienen, der unseren physischen Kräften zu Hülfe kommt und vermöge dessen der Schwächste mehr leistet als ein Feiger, Träger, den die Natur oft unnützer Weise begünstigt hat.

Peter ist beinahe sieben Jahre alt. Ich rede insgeheim von dem Paris mit ihm, wohin wir uns begeben müssen. Es drängt ihn nicht so sehr wie mich

in die Fremde; indessen will er unserer Mutter auch an die Hand geben; nur vor dem Gedanken der Reise hat er Angst. Peter scheint nicht sehr unternehmend zu werden; er lebt für den Augenblick und denkt nicht an den morgigen Tag. Er verspricht mir jedoch, unter der Bedingung, nicht bei Nacht zu reisen, sich mit mir auf den Weg zu machen.

Einer unserer Nachbarn hat Petern und mir ein kleines eisernes Werkzeug zum Kaminfegen geschenkt; ich übe mich den ganzen Tag darin ein, indem ich unsern Schornstein hinaufklettere und oft Stunden lang auf den Dächern sitze. Aber es kostet mich nicht wenig Mühe, Peter in den Kamin hinaufzubringen; ich muß ihn hinaufnöthigen oder über seine Aengstlichkeit spotten. Das letztere Mittel erreicht oft den Zweck: die Kinder sind fast so ehrgeizig als die Erwachsenen.

Stolz darauf, ein Kratzeisen zu besitzen, frage ich an Allem, was ich sehe: ich frage unsere Wände, unsere Möbeln, unsern Boden ab; ich würde, um mein Talent zu beweisen, meine und meiner Brüder Beinkleider abgekraht haben, wenn es meine Mutter zugegeben hätte.

Eine beträchtliche Anzahl Kinder aus unsern Bergen sind im Begriff, nach Paris zu gehen. „Lasset uns auch mit,“ sage ich zu meiner Mutter. Sie schwankt, sie kann sich nicht entschließen. Der Tag der Abreise kommt; sie behält uns in ihrer Hütte. Die fleißigen Savoyardenkinder haben sich ohne uns auf den Weg nach Frankreich gemacht.

Am folgenden Tage sieht meine Mutter ein, daß sie Unrecht gehabt hat, uns diese Gelegenheit nicht benützen zu lassen. Man ist im Monat September; das Wetter ist wunderschön und Alles scheint Einen zum Reisen einzuladen.

„Wir können sie leicht einholen,“ sage ich zu meiner Mutter; „sie sind noch nicht weit entfernt. Wir erkundigen uns nach dem Wege, den sie eingeschlagen haben, und morgen sind wir bei ihnen.“

„Nun, so geht, meine Kinder, weil ich mich denn durchaus von euch trennen muß,“ erwiedert sie, in Thränen zerfließend; „geht, aber kehrt eines Tages in eure Heimath zurück. Vergesst eure Mutter nicht, die alle Morgen für euer Glück zum Himmel beten wird.“

Da meine Mutter sich endlich entschlossen hatte, war unser Bündel bald gemacht. Sie packt uns unsere Kleider, auf einige Tage Brod und ein Paar Bazen Geld zusammen. Peter ist ganz bestürzt, er hatte nicht geglaubt, sobald abreisen zu müssen; allein wir müssen uns beeilen, damit wir die Vorangegangenen noch einholen können. Ich suche ihm Muth einzuflößen. Unsere Vorbereitungen sind getroffen. Meine Mutter gibt mir das Bildniß, welches man bei uns vergessen hat: es ist an ein Band befestigt, welches sie mir um den Hals hängt. „Hier,“ sagt sie zu mir, „Du, Andreas, hast das Portrait zuerst gefunden; Du bist ohne Zweifel auch berufen, es dem Eigenthümer zurückzustellen. Aber täusche Dich nicht in der Person!“

„D, fürchtet Nichts, ich erkenne den häßlichen Herrn bestimmt wieder.“

„Verbirg dieses Geschmeide immer sorgfältig; man könnte Dir es stehlen, mein Kind, und das thäte mir leid, denn es ist mir immer, als ob Dir dieses Medaillon Glück bringen, Dein Wohlergehen befördern, kurz, Dir von Nutzen sein könnte!“

„D, ich will gewiß darauf Acht geben, Mutter, und nicht damit spielen.“

„Wenn der Herr in Paris freigebiger ist, belohnt er Dich vielleicht, weil Du dieses Geschmeide aufbewahrt hast. Aber fordere Nichts, mein Sohn, und erinnere Dich, daß man die Rechtschaffenheit nicht bezahlen muß.“

Ich habe das Portrait vorsichtig in meine Tasche gesteckt; wir haben unser Bündel auf dem Rücken, unsere Mutter begleitet uns mit Jakob zu dem Berg, den wir hinunter müssen, um unsern Weg anzutreten. Dort drückt sie uns zärtlich an's Herz.

„Andreas,“ sagt sie zu mir, „Du bist der Älteste, Du bist geschiedter als Peter, wache über ihn, mein Junge, tröste ihn, hilf ihm, wenn es ihm herb geht. Verlaßt euch nicht, meine Kinder, seid besonders immer tugendhaft und rechtlich und erinnert euch der Lehren eures Vaters.“

Wir versprochen unserer Mutter, ihren Rath nicht zu vergessen und weder unehrlich noch faul zu sein. Dann, nachdem wir sie und unsern kleinen Bruder noch einmal geküßt haben, reißen wir uns aus ihren Armen.

Wie peinlich sind die ersten Schritte, die uns von Denen entfernen, die wir lieben! Bis hierher hatte ich Muth gehabt; aber indem ich den Weg antrete, fühle ich, daß er mich verläßt, und ich bin nahe daran, wieder in die Arme meiner Mutter zurückzukehren.

Ich zwingen mich, meine Thränen zu unterdrücken, während Peter die seinen fließen läßt. Wir machen keine sechs Schritte, ohne uns umzudrehen, um meine Mutter und meinen Bruder noch einmal zu sehen und ihnen ein Lebewohl zuzuwinken; man glaubt immer, es sei das letzte, aber man verzichtet nicht eher auf das Zurückblicken, als bis man die, welche man liebt, nicht mehr sehen kann.

Wir sind unten am Berge angekommen. Schon verliert sich das Dach unserer Hütte in der Ferne. Jakob, Marie, ihr breitet noch die Arme nach uns aus! Aber es ist vorbei, wir können eure Abschiedswinke nicht mehr unterscheiden. Ach, jetzt kann ich meinen Thränen den Lauf lassen: meine Mutter sieht sie nicht mehr.

Fünftes Kapitel.

Die kleinen Savoyarden. — Schrecken und Freude.

Peter und ich laufen schon seit einer Stunde und haben noch kein Wort miteinander gewechselt. Ich höre ihn nicht mehr weinen; aber er stößt von Zeit zu

Zeit einen Seufzer aus, den er mit den Worten endigt: „Jakob ist glücklich, er darf daheim bleiben!“

Ich habe auch aufgehört zu weinen und fange an mich umzusehen: überall Berge und eine Landschaft, wie sie unsere Hütte umgibt, und doch scheint mir Alles schon ganz anders; es ist mir, wie wenn ich schon weit, weit von meiner Heimath entfernt wäre. Ich erblicke ein Dorf: dort wollen wir fragen, ob man unsere Landsleute nicht gesehen hat; außerdem erinnere ich mich, wie die erste Stadt heißt, in die wir uns begeben müssen: zuerst nach Pont-de-Beauvoisin und dann nach Lyon. O, ich habe ein gutes Gedächtniß, ich finde den Weg schon.

„Ich bin müde, Andreas,“ sagt Peter, stillstehend.

„Wir wollen uns dort an den Weg setzen,“ erwidere ich, ihn zärtlich anblickend, denn ich erinnere mich der letzten Worte meiner Mutter: sie hat mir befohlen, über meinen Bruder zu wachen, ihn zu beschützen und nicht zu verlassen. Ich bin stolz auf das Vertrauen, welches sie in mich gesetzt und die Ueberlegenheit, die sie mir insgeheim über ihn zuerkannt hat.

Wir lassen uns an dem Fuße eines Hügels nieder.

„Gehen wir noch lange?“ fragt Peter, der immer noch sehr betrübt aussieht.

„Ah, poß Tausend, wir sind nicht so bald an Ort und Stelle.“

„Jakob ist glücklich: er darf daheim bleiben.“

„Wir werden Geld verdienen, um unsere Mutter zu unterstützen; ist Dir das nicht recht?“

„Wie wollen wir Geld verdienen?“

„Wir fegen die Schornsteine, wir machen Commissionen, wir tanzen die Savoyarde, wir singen das Lied, welches uns unser Vater gelehrt hat.“

Peter, der das Gesicht verzog, als ich vom Schornsteinfegen gesprochen hatte, sagt dann zu mir:

„Wenn Dir's recht ist, Andreas, so fege Du die Schornsteine und ich tanze.“

Ich betrachte meinen Bruder: seine blauen Augen waren vom Weinen aufgeschwollen, sein sonst so lachendes, rundes, frischrothes Gesicht, welches mit seinen blonden, auf die Stirne hereinhängenden Locken immer so hübsch war, sah jetzt wie seine Augen vom Kummer ganz verändert aus. Ich falle ihm um den Hals und küsse ihn zärtlich; dieses beruhigt uns einigermaßen und Peter bekommt wieder Eßlust.

„Ich habe Hunger,“ sagt er zu mir.

„Wir wollen essen, wir haben ja das Nöthige in unsern Säcken.“

Peter stürzt in dem seinigen und stößt einen Freudenschrei aus: unsere gute Mutter hatte uns nebst unserm Brode auch Nüsse und Äpfel eingepackt.

„Andreas, Andreas, Äpfel!“ jubelt er. Damit fängt er an zu essen und zu singen; die Äpfel haben meinen Bruder wieder aufheitert.

„Sag', Andreas, was werden wir denn in Paris sehen?“ fragt er, sich mit Äpfeln und Nüssen vollstopfend.

„O, viele Sachen. Du weißt wohl, was der Vater erzählt, daß er dort Alles gesehen habe.“

„Ach ja, Hanswurst, nicht wahr? und Männer, die Kunststücke machen, die Faden und Nadeln essen, auf dem Kopfe laufen und sich auf einem Beine drehen.“

„O, noch viele andere Sachen: prächtige Straßen, weit größere Häuser als das unsrige, immerwährend rollende Chaisen, Buden, wie wenn in Hospital Markt ist, Zauberlaternen, Kunststücke, Sonne und Mond, die Einer auf dem Rücken trägt, den tanzenden Teufel, eine Kaze, die ihn am Schwanze zieht, eine Schlacht mit Pferden in einem bretternen Haus...“

„Wie, das Alles sehen wir?“ sagt Peter, indem er sich erhebt und Freudensprünge macht. „Ach, wie werden wir uns belustigen! Sieh', ich werde ein Rad schlagen... nicht wahr, ich kann es gut, Andreas?“

Mit diesen Worten macht mein Bruder Räder auf dem Rande des Weges; er denkt bereits nicht mehr an unsere Hütte. Ach, Peter wird glücklich sein in Paris.

Aber die Zeit vergeht, wir müssen unsern Weg wieder weiter fortsetzen. Peter verzieht das Gesicht; zum Radschlagen war er nicht müde, aber zum Gehen. Er folgt mir, übrigens immer schmolend.

„Mein Bruder,“ sage ich zu ihm, „Du weißt wohl, daß uns unsere Mutter befohlen hat, nicht träge zu sein, und wenn wir uns oft so lange aufhalten, holen wir die Andern nicht mehr ein.“

Paul de Kock. LXXXIII.

„Ich bin müde.“

„Vorhin hast Du ja getanzt.“

„Ich habe einen Schmerz an der Ferse.“

„Das hat Dich nicht am Radschlagen verhindert; wir müssen heute Abend wenigstens eine Stadt erreichen, damit wir über Nacht bleiben können, sonst müßten wir unter freiem Himmel schlafen.“

„Ach ja, ja!“ erwiedert Peter.

Und dieses setzt seine Beine wieder in Bewegung, denn er fürchtet sich vor dem Uebernachten im Freien. Jetzt weiß ich ein Mittel, ihn vorwärts zu treiben.

„Sag', Andreas, wie wäre es, wenn wir vom rechten Wege abkämen?“

„O, das kann nicht sein: wir fragen immer, wo es nach Paris gehe.“

„Wenn wir Dieben begegneten?“

„Du weißt wohl, daß unsere Mutter gesagt hat, man befehle die Kinder nicht.“

„Haben die Diebe denn die Kinder gern?“

„Nein, aber wenn man klein ist, hat man kein Geld.“

„Ach, wenn ich groß bin, will ich nie Geld haben, dann darf ich mich nicht vor den Dieben fürchten.“

„Womit wollen wir dann Äpfel und Brod kaufen?“

„Ich schlage ein Rad, dann gibt man mir zu essen.“

„Und was schickst Du dann unserer Mutter?“

Peter macht große Augen und gibt keine Ant-

wort: die Äpfel, das Rad und die Diebe beschäftigen ihn vollständig.

Wir sind in dem Dorfe angelangt, welches ich von ferne erblickte. Ich frage, ob man eine Bande nach Paris und Lyon gehender Savoyarden hat durchkommen sehen.

„Ja, meine Kinder,“ antwortet uns eine gute Alte, „aber sie sind euch weit voraus, denn sie sind schon mit Tagesanbruch durch und jetzt geht die Sonne bald unter.“

„Vorwärts!“ sage ich zu meinem Bruder, der sich bereits vor einem Haus auf eine Bank gesetzt hat und den Rest seiner Nüsse und Äpfel verzehrt.

„Essen wir nicht zu Mittag?“

„Wir können unterwegs essen: wir müssen unsere Freunde einholen.“

Es kommt Peter schwer an, sich zum Aufstehen zu entschließen, aber als er mich fortgehen sieht, folgt er mir. Ich habe mir den Weg, den wir nehmen sollen, genau angeben lassen, denn der Tag fängt an sich zu neigen und wir könnten, wenn wir in den Bergen verirren, in einen Abgrund stürzen oder in eine Schlucht hinabglitschen.

„Geh' doch! Ist so schnell,“ ruft Peter aus.

„Warten die Andern nicht auf uns?“

„Nein, denn sie wissen nicht, daß wir nachkommen.“

„Ich bin schon recht müde.“

„Wenn wir aber daheim den ganzen Tag herumspangen und den Mont du Corbeau auf den Händen herunterliefen, warst Du nie müde.“

„Ach, ich klettere lieber auf allen Vieren herum, als daß ich so laufe.“

„Du sehnst Dich also nicht, nach Paris zu kommen?“

„O, doch, aber Jakob ist daheim, er ist nicht müde und bekommt heute Abend Suppe zu essen.“

Peter stößt bei dem Gedanken an die Suppe einen tiefen Seufzer aus. Wir schreiten immer vorwärts, aber der Tag geht unter und ich sehe das Dorf nicht, wohin wir müssen, um ein Nachtquartier zu finden. Mein Bruder, der immer hinter mir drein lief, nähert sich mir, sobald es Nacht wird.

„Höre, Andreas, es ist dunkel.“

„Nun, das hindert Einem nicht am Laufen, es ist ja Mondschein, wir sehen den Weg schon.“

„Sind wir nicht bald an Ort und Stelle?“

„Ich weiß nicht.“

„Wollen wir springen, Bruder?“

„Nein, nein, die Mutter hat uns verboten, zu springen: das wäre uns schädlich. Außerdem bist Du müde.“

„Nein, ich bin nicht mehr müde.“

„So komm', wir wollen schneller gehen.“

Peter verdoppelt seine Schritte. Glücklicher Weise beleuchtet der aufgehende Mond unsere Berge und gestattet uns, ohne Gefahr unsern Weg zu verfolgen. Indessen hat diese Helle etwas zur Traurigkeit Stim-mendes. Die Gegenstände, welche wir erblicken, scheinen nicht mehr dieselben: sie verändern im Schat-ten ihre Gestalt. Oft sieht ein Felsenblock, ein ein-

facher Stein von ferne abschreckend aus. Mein Bruder blickt nur noch mit Furcht um sich; er schmiegt sich dicht an mich, nimmt mich fest beim Arme und führt mich: so gehen wir ziemlich lange schweigend vorwärts; das Geräusch unserer mit Eisen beschlagenen Schuhe stört allein die Stille und Ruhe unserer Berge, deren Bewohner bereits im Schlase liegen.

Peters Eifer läßt nach, er fängt an den Muth zu verlieren und wir gehen nicht mehr so schnell.

„Sind wir noch nicht bald an Ort und Stelle, Andreas?“ fragt er mich halblaut, als ob er sich fürchtete, rechts oder links gehört zu werden. Ich bemerke an dem Ton seiner Stimme, daß er nahe daran ist, zu weinen, und bemühe mich, ihn zu trösten.

„Ei, Peter, mache Dir keine Sorgen; wir essen recht gut zu Nacht, wenn wir angekommen sind.“

„Ach, ich habe keine Äpfel und keine Nüsse mehr!“

„Man schenkt uns Etwas: Du weißt, daß unsere Mutter gesagt hat, die Kinder, welche nach Paris gehen, bekommen unterwegs oft Etwas.“

„Man gibt uns vielleicht Speck?“

„Wenn man uns gibt, dann tanzen wir.“

„Ach ja! Speck ist gut. Ist man welchen in Paris?“

„Sicher, da man dort viel Geld verdient. Es gibt dort Leute, die Einem für ein Lied einen Sou geben!“

„Einen Sou? Das ist viel Geld.“

„Komm', wir wollen singen wie später in Paris.“

„Nein, ich will nicht singen, ich möchte schlafen.“

„Wir schlafen, wenn wir angekommen sind.“

„Ich sehe keine Häuser!“

„Mach' doch, Peter, ich muß Dich wahrhaftig schleppen... lauf!“

„Wenn uns Diebe überfielen?“

„Du bist ein Feigling: Du zitterst immer; wenn Du in Paris bist, lacht Dich Jedermann aus!“

„Andreas, gibt's nicht Leute, die Kinder fressen?“

„Nein doch! das sagt man nur im Späße; Du weißt wohl, daß der Vater den Jakob auslachte, wenn er das sagte. Außerdem würde ich Dich schon vertheidigen, wenn man Dir Etwas zu Leid thun wollte: ich würde ordentlich um mich hauen, glaub' es mir!“

Mit vieler Mühe beruhigt sich Peter ein wenig; wir setzen unsern Weg fort, aber mit einemmal bleibt er stehen, nimmt mich am Arme und sagt mit zitternder Stimme: „Ach, Bruder! siehst Du dort...“

Er deutete rechts vom Wege in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten von uns auf Etwas, und ich sehe einen Schatten in der Größe eines Menschen an dem Wege, wo wir vorüber müssen, sich hin und her bewegen; zu gleicher Zeit vernehme ich ein dumpfes, eintöniges Geräusch, welches sich jedesmal wiederholt, so oft sich der Schatten verlängert und ausdehnt. Obgleich ich nicht ängstlich bin, wurde mir's doch bang um's Herz und mein Athem stockte; ich mache es wie Peter: ich stehe still

und hefte meine Blicke unverwandt auf den Gegenstand, dem ich mich zu nähern fürchte.

„Ach, Bruder, was ist das?“ fragt Peter, der beinahe nicht mehr die Kraft hat, ein Wort hervorzubringen.

„Meiner Treu! ich weiß nicht.“

„Siehst Du, wie es sich bewegt, wie groß es ist; hörst Du den Lärm, den es macht?“

„Ja; aber wir müssen doch daran vorbeigehen.“

„O nein, Andreas, nein, ich bitte Dich, ich fürchte mich zu sehr, laß uns fliehen.“

„Was fällt Dir ein, Peter! Zittere nicht so. Fliehen? Nein, der Vater hat gesagt, das sei eine Schande. Der Mann dort will uns erschrecken, aber ich fürchte mich nicht... komm’!“

„Nein, nein, Andreas, ich wage es nicht!“

Peter fällt auf die Kniee nieder; er will mich zurückhalten und zieht mich an der Jacke. Ich reiße mich los und er bedeckt das Gesicht mit seinen Händen; ich nähere mich stolz dem Gegenstand, der uns eine solche Furcht einjagt, und schreie laut, um meinen Muth anzufeuern: „Nein, nein, ich fürchte mich nicht!“

Ich trete endlich auf den Gegenstand zu, und in diesem Augenblicke näherte sich der bewegliche Schatten auch mir und schien mir den Weg vertreten zu wollen. Ich hatte noch nicht gewagt, ihn genau anzusehen, um mich zu überzeugen, was es sei; aber wie groß ist mein Erstaunen, als ich mich bei genauer Betrachtung vor einer an einen Balken be-

festigten Barriere besinde, die hier angebracht ist, um die Reisenden vor dem Fall in ein tiefes Loch zu schützen, welches beinahe am Wege ist! Diese Barriere, die sich in der Mitte öffnete, sollte mit einer Kette oder einem Hängschloß verschlossen sein; aber seit langer Zeit war eine Hälfte derselben zerbrochen und man hatte es vernachlässigt, sie wieder herrichten zu lassen, und das, was noch mit eisernen Angeln an dem Pfosten hing, drehte sich, vom Winde getrieben, hin und her, und verursachte den einförmigen Ton, den das immerwährende Reiben der Schrauben, die in den Angeln frachten, hervorbrachte.

Sobald ich mich überzeugt habe, was es ist, lache ich über meine Furcht, klettere, entzückt, dieselbe überwunden zu haben, auf die Barriere hinauf, setze mich rittlings darauf und lasse mich von ihr im Winde hin und her schaukeln.

Peter, der, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf dem Boden liegen geblieben war, hört mich ein Freudengeschrei ausstoßen und einmal über das andere rufen: „He, zu Pferd! Ach, wie hübsch! Komm' doch, Peter! Ach, wie herrlich: es bewegt sich von selber!“

Peter weiß weder, was das heißen, noch ob er es wagen soll, mir nachzugehen. Indessen rufe ich ihm öfters; er hört mich lachen, das verscheucht seine Furcht. Endlich nähert er sich mir, und sobald er mich hat auf der Barriere schaukeln sehen, steigt er ohne Weiteres auch hinauf und setzt sich hinter mich. Dann bringen wir dieselbe wieder in Bewegung und

lassen uns nach Herzenslust an dem Pfosten hin und her wiegen. Wir achten nicht darauf, daß der Balken dicht an einem Abgrunde steht, daß wir durch ein allzu starkes Schaukeln das Gleichgewicht verlieren, und, wenn die Barrière an den Rand zurückkommt, mehr als dreißig Fuß hinabstürzen und uns Arme und Beine an den Felsen zerschellen könnten; wir sehen keine Gefahr mehr vor Augen; und was uns wenige Augenblicke zuvor so sehr in Schrecken gesetzt hatte, ist jetzt eine Quelle des Vergnügens für uns geworden.

Da Alles ein Ende haben muß, steige ich, nachdem ich drei Viertelstunden auf dieser neumodischen Schaukel zugebracht hatte, herunter, und sage zu Peter: „Wir müssen uns wieder auf den Weg machen, Bruder.“

„Ach, noch ein Bißchen, das ist so unterhaltend!“

„Und wo schlafen? wo zu Nacht essen?“

„O, ich habe keinen Hunger und keinen Schlaf mehr! Ich bitte, schaukle mich noch mehr, Andreas!“

„Nein, es ist genug, wir müssen in's Dorf!“

Es kostet mich Mühe, Peter von der Barrière herunter zu bringen; er gibt endlich nach mit den Worten: „Ach, wie schade, es war so lustig!“

Wir setzen unsern Weg wieder fort, diesmal aber mit Lachen und Singen: der Schrecken ist gewichen. Das Spiel hat uns alle durch den Mondschein erzeugten Visionen aus dem Kopfe gejagt, und wenn wir jetzt Etwas in der Entfernung sehen, welches sich zu bewegen scheint, ruft Peter mit einem Freuden-

sprung aus: „Ach, wenn es wieder eine Schaufel wäre!“ Wie wenig braucht es doch, um uns die Gegenstände in einem andern Lichte zu zeigen!

Wir kommen in dem Flecken an, den man uns bezeichnet hat, und diesmal hat uns der Weg nicht lange geschienen. Aber es ist ohne Zweifel spät, denn ich sehe kein Licht mehr in den Häusern. „Siehst Du,“ sage ich zu Peter, „wir sind zu lange auf der Barrière geritten. Ich weiß nicht, wo ich anklopfen soll, um Herberge und ein Nachtessen zu begehren.“

„Man klopft an irgend ein Haus.“

„Ja, aber man beherbergt nicht in allen Häusern.“

„Bah, wir singen Etwas, oder Du fegst einen Ramin!“

„Fegt man Nachts auch die Ramine? Die gute Frau von heute Morgen hat gesagt, wir sollen in das Gasthaus gehen, dort behalte man die Savoyarden für zwei Sous in einer schönen Scheune über Nacht, und gebe noch ein Stück Käse dazu.“

„So wollen wir hingehen.“

„Bei wem soll ich mich aber erkundigen, wo es ist? Doch komm, Peter, man sagt, es sei ein großes Haus; laß uns ein solches und zwar ein schönes suchen.“

Nun gehen wir durch den Flecken, der ziemlich groß ist, und betrachten alle Häuser im Mondschein. Ich sehe eines, welches mir schöner vorkommt als alle übrigen, und ich sage zu Peter: „Das ist ohne Zweifel der Gasthof; wir wollen anklopfen.“

Wir klopfen mit unsern Füßen und unsern Fäu-

fen an die Hausthüre. Alsbald hören wir das Gebell eines Hundes, welcher zu der Thüre herrennt, an die wir geklopft haben und einen furchtbaren Lärm macht. Der erschrockene Peter entfernt sich von dem Hause, dem er sich nicht mehr nahen will; ich eile ihm nach, um ihn zu beruhigen, aber das Bellen des Hundes hat die andern aufgeweckt, und alle Hunde im ganzen Flecken scheinen sich zuzurufen: wo wir uns hinwenden, hören wir ein wüthendes Geschrei. Peter zittert, weil er glaubt, er habe alle Doggen des Weilers auf seinen Fersen; er will mit Gewalt den Ort verlassen.

„Komm', Andreas,“ sagt er zu mir, „laß uns gehen, in diesem Orte gibt es nichts als Hunde; ich will lieber auf der Straße über Nacht bleiben.“

„Fürchte Dich doch nicht: diese Hunde sind bloß da, um die Häuser zu bewachen; sie thun uns Nichts, wir sind ja keine Diebe! Wozu denn das Zittern? Warte, da ist noch ein schönes Haus, hier will ich auch anklopfen, aber etwas leiser, damit mich die Hunde nicht hören.“

Ich poche leise an die Thüre; man gibt keine Antwort. Ich poche an Einem fort, aber das Bellen der Hunde ist Schuld, daß man mich nicht hört. Man macht übrigens in einem Nebenhause ein Fenster auf; dann gegenüber ein anderes; ich höre Stimmen und bald darauf wird folgendes Gespräch von einem Fenster zum andern angeknüpft:

„Mein Gott, welchen Lärm machen die Hunde! Was haben sie denn heute Nacht, daß sie so unruhig sind?“

„Ach, Du bist es, Claudine; bist Du auch aufgewacht?“

„Kann man bei solchem Teufelslärm schlafen? Und Du? Hat Dich Dein Mann oder haben Dich die Hunde aufgeweckt?“

„Mein Mann!... Warum nicht gar! Dem könnte man eine Kanone in's Ohr schießen, er würde sich nicht rühren! Der ist bei Nacht nie munter. Glaub' mir, Hanne, wenn Du je heirathest, nimm keinen Gipsler zum Mann: es gibt nichts Schändlicheres. Siehst Du, das ist ein zu anstrengendes Geschäft. Michel ist ein guter Mann, aber er lacht nur des Sonntags!“

„Ach, das ist recht langweilig! Ich will mir einen Dachdecker suchen, die sind lebenswürdiger.“

Während des Gespräches dieser beiden Frauenzimmer hat der Lärm aufgehört. Ich will mich ihnen nähern, um sie anzureden, aber sie haben ihre Fenster schon wieder zugemacht. Ich kehre zu dem großen Hause zurück und klopfe auf's Neue. Endlich öffnet man ein Fenster; ein altes, tief in einer wolkenen Mühe stekendes Gesicht zeigt sich und fragt zornig:

„Wer klopft so spät bei dem Herrn Schultheissen an?“

„Wir, Madame.“

„Wer ihr?“

„Andreas und Peter.“

„Was wollen Andreas und Peter?“

„Wir sind kleine Savoyarden; habt Ihr einen

Kamin zu fegen? Wollt Ihr aufmachen, dann singen wir Euch um ein Stückchen Brod und Käse ein Liedchen und tanzen dazu."

"Ha, die kleinen Schelmen, die ungezogenen Jungen, welche Leute unserer Art aufwecken, um ihnen Etwas vorzutanzen! Wenn ich euch morgen erwische, will ich euch tanzen lassen! Ich euch Käse geben? Ha, die Schlingel! Geschwind, packt euch fort, daß ich Nichts mehr von euch höre. Während der Nacht zu kommen, um beim Herrn Schultheiß den Kamin zu fegen!"

Die Alte wirft, Drohungen gegen uns ausstoßend, das Fenster zu. Ich kehre traurig zu meinem Bruder zurück.

"Andreas," sagt er zu mir, "diese Leute sind recht böse, sie wollen uns nicht aufmachen. Warum aber nicht? Wenn man Nachts an unserer Hütte klopste, machte unser Vater immer auf; er theilte sogar sein Nachtessen mit, ohne daß man ihm den Kamin fegte oder ihm Etwas dafür sang. Warum sind denn diese Leute nicht wie unser Vater?"

"Ach Gott! ich weiß es nicht."

"Sind sie in Paris auch so?"

"O nein, in Paris hat man die kleinen Schornsteinfeger gern, weil sie dort viele Kamine zu fegen haben."

Während ich mit meinem Bruder rede, sehe ich neben einem kleinen Häuschen von armseligem Aeußern eine Art Stall, worin mehre Bündel Stroh und Gartengeräthe liegen. Der Schoppen ist nicht

verschlossen und ich winke Peter, mir zu folgen. Er wagt es nicht. „Es sind vielleicht wieder Hunde darin,“ sagt er, an der Thüre stehen bleibend. Ich gehe allein hinein, setze mich auf's Stroh und als Peter sich überzeugt, daß keine Gefahr vorhanden ist, entschließt er sich endlich, auch hereinzukommen und läßt sich neben mir nieder.

„O, da ist es gut, Andreas.“

„Hier wollen wir die Nacht zubringen.“

„Wenn man uns aber morgen früh zankt?“

„Man zankt nicht; da die Thüre offen steht, ist es erlaubt, hineinzugehen. Fürchte Dich nicht, Peter; hier ruhen wir so gut als in ihren Häusern und man hat Nichts dagegen.“

Peter faßt Muth; überdies ist er müde und schläfrig. Wie könnte er dieses Stroh verlassen, auf dem wir so weich ruhen! Mein Bruder legt sich neben mich hin, ich schlinge meinen Arm um ihn, um seine Nähe zu fühlen, mit der andern Hand bedecke ich das Medaillon, welches ich unter meiner Jacke habe, damit man mir es nicht nehmen kann, denn ich bin stolz darauf, einen so kostbaren Gegenstand an mir zu tragen. Auf diese Weise beruhigter, mache ich es bald Peter nach und wir schlafen tief ein.

Sechstes Kapitel.

Unser erster Versuch. — Peters erste Selbenthät.

Als wir erwachten, stand die Sonne schon hoch. Ich reibe mir die Augen aus und stoße meinen Bruder. „Mein Gott,“ sagte ich, um mich herschauend, bei mir selbst, „es ist vielleicht schon spät.“ Gleich darauf sehe ich unter der Thüre des Schoppens, der uns als Schlafgemach gedient hatte, einen kleinen Greis stehen, der uns lächelnd anblickt.

„Nehmt es nicht übel, Herr, das Stroh, worauf wir geschlafen haben, gehört vielleicht Euch, aber wir waren so müde. Peter, Peter! wach' doch auf. Wir gehen auf der Stelle wieder weiter, Herr.“

„Warum denn, meine Kinder,“ entgegnet der Greis, „ruht aus, so lange es euch gefällt, ihr genirt mich nicht. Ihr hättet aber an eine Hütte klopfen sollen, dort würdet ihr wärmer und besser geschlafen haben.“

„Ach, mein Herr, wir haben es nicht gewagt. Wir hatten schon irgendwo angeklopft, wo man uns zurückgewiesen und ungezogene Jungen geschimpft hat, weil wir um eine Nachtherberge und etwas Käse zu unserm Brod gebeten hatten, und doch hatten mein Bruder und ich uns angeboten, dafür zu tanzen und zu singen.“

„Ihr armen Kleinen! Wo habt ihr denn angeklopft?“

„An dem schönsten Hause im Orte.“

„Liebe Kinder, ihr hättet euch an die Bewohner des kleinsten, bescheidensten Hauses wenden sollen, dort würdet ihr Aufnahme gefunden haben. Merkt euch meinen Rath: wenn ihr ein anderes Mal um Gastfreundschaft ansprecht, so klopft an die Hütten, nicht an die großen Häuser.“

Peter schlägt endlich die Augen auf. Es kostet mich Mühe, ihn von unserm Nachtlager aufzubringen. Er ruft Jakob und unsere Mutter, er glaubt sich noch daheim und verlangt zu frühstücken; ich rüttle und schüttle ihn. „Peter, wach' doch ganz auf; wir sind nicht mehr zu Hause, wir gehen nach Paris.“ Er sieht mich, die Augen ausreibend, an und stößt einen tiefen Seufzer aus. „Bekommen wir denn Nichts zu frühstücken, Andreas?“ fragt er.

„Doch, meine Kinder,“ antwortet der gute Greis; „ihr dürft mit mir frühstücken und euch nicht eher auf den Weg machen, als bis ihr euch auf längere Zeit gestärkt habt.“

Diese Worte erwecken Peter vollends; wir folgen wohlgemuth dem guten Manne, der uns in sein kleines Häuschen hineinführt. Dort sehen wir Milch, Eier, Käse und Weißbrod auf einem Tische stehen. Peter und ich blicken uns gegenseitig lachend an. Welch' süßes Erwachen! Wie wollen wir es uns schmecken lassen!

Der Greis heißt uns an den Tisch sitzen. „Eßet,“ sagt er zu uns, „stärkt euch, meine Kinder. Es ist noch weit von hier nach Paris; aber in eurem Alter legt man den Weg spielend und singend zurück.“

Wir lassen uns die Einladung unseres Wirthes nicht wiederholen, machen uns gierig über das vor uns aufgestellte Frühstück her, und hören erst zu essen auf, als wir uns den Magen vollgefüllt haben.

„Ach, wie gut schmeckt Brod und Milch zusammen,“ sagt Peter, der es bedauert, daß er nicht noch mehr essen kann. Ich bedanke mich bei dem Greisen, welcher uns den Rest des Frühstückes in unsere Säcke packt und selbst bis zu dem Wege geleitet, den wir einschlagen sollen, und uns, ehe wir uns von ihm trennen, zärtlich küßt.

So treten wir also auf's Neue unsern Weg an, aber das Frühstück, welches wir eingenommen haben, hat unsere Phantasie aufgeheitert; wir sehen Alles in rosigem Lichte. Welchen Einfluß hat der Magen auf das Gemüth! Wie viel liebenswürdiger, menschlicher, freigebiger, gesellschafter ist man nach Tisch, und wie wohlwollend, dienstfertig und freundschaftlich müssen die Menschen in diesem Jahrhundert gegen einander sein, wo man so gut speist und der königliche Koch seine vierzehnte Auflage erlebt hat.

Wir halten uns bloß auf, um unsere Vorräthe zu verzehren und langen gegen Abend ohne Unfall in einem Dorfe an, welches uns der gute Greis Morgens bezeichnete, indem er sagte, wir sollen dort nur nach Joseph fragen, der uns über Nacht behalten werde. Wir werden in der That auf seine Empfehlung hin freundlich aufgenommen und in einer Scheune

beherbergt; aber ich erfahre, daß die Gesellschaft kleiner Savoyarden schon am Vorabend durch das Dorf gekommen ist und sich daselbst nicht aufgehalten hat. Jeder Augenblick entfernt uns mehr von denen, welche wir einholen wollen. Was beginnen? Peter will nicht schneller gehen; vor Tagesanbruch läßt er sich nicht erwecken und die Andern warten nicht auf uns. „Meiner Treu, wir müssen den Weg allein machen,“ denke ich, indem ich mich neben meinen Bruder niederlege; „wir sind groß genug, allein zu reisen, und wenn wir häufig nach dem Wege fragen, so werden wir wohl dieses Paris finden, das Jedermann kennt.“

Am folgenden Tage braucht es dieselben Höflichkeiten, um Peter zum Weitergehen zu bewegen. Wenn ich den Jungen machen ließe, würde er den ganzen Tag schlafen. Wir bekommen kein so gutes Frühstück wie Tags zuvor, aber man gibt uns noch Brod auf den Weg und ich muß Peter stoßen, daß er sich bei unseren Wirthen bedankt, welches er ziemlich mißmuthig thut, indem er nach einem auf einem Brette stehenden Käse schielt, von dem man uns Nichts gegeben hatte.

„Peter,“ sage ich unterwegs zu ihm, „wenn Du nicht höflicher bist, so gibt man uns ein anderes Mal gar Nichts mehr.“

„Warum haben sie uns Nichts von dem großen gelben Käse gegeben, der so gut roch?“

„Es war noch gefällig genug, uns Brod zu geben, denn wir haben Nichts bei diesen Leuten ge-

than, weder den Kamin gefegt noch gesungen; Du willst Alles, ohne Etwas dafür zu leisten!"

Herr Peter gibt keine Antwort, er schmolzt und ist auf dem ganzen Wege übler Laune. Alle Augenblicke steht er still und klagt über seine Ferse; dieß Alles jedoch nur, weil er nicht mit seinem Frühstück zufrieden ist.

Gegen Abend sehen wir die Stadt Pont-de-Beauvoisin vor Augen. „Sieh“, sage ich zu Peter, „wir haben schon viel Weg gemacht!... Das ist eine große Stadt.“

„Sind wir in Paris?“

„Nein, aber wir nähern uns allmählig!... D, hier gibt es schöne Häuser und große Kamine. Vorwärts, mein Bruder, hier müssen wir unser erstes Geld verdienen, mach' nur den Faullenger nicht.“

Peter rollt die Augen umher mit einer Miene, die mir andeutet, daß er keine große Lust hat, mir zu gehorchen, und während ich beim Eintritt in die Stadt vor Freuden in die Höhe springe und aus Leibeskräften schreie: „Schornsteinfeger! braucht man Schornsteinfeger!“ sehe ich, daß mein Bruder die Zunge herausstreckt und gegen die Leute, die an ihr Fenster treten, Gesichter schneidet.

„Peter, willst Du aufhören!“

„Was denn, ich thue ja Nichts.“

„Ich sehe wohl, daß Du die Leute ausspottest und Fragen schneidest; es ist schon gut, man wird uns weder Herberge noch zu Nacht zu essen geben, und uns als Taugenichtse zur Stadt hinausjagen.“

Peter wird ruhiger, ich fange wieder an zu schreien: „Schornsteinfeger!“ In diesem Augenblicke befinden wir uns vor dem Laden eines Pastetenbäckers und Speisewirths.

Der Eigenthümer athmete, sein Pfeifchen rauchend, vor der Hausthüre die frische Abendluft ein. Er blickt uns lächelnd an. „Ach, ach, das sind Kinder, die wahrscheinlich nach Paris gehen!“

„Ja, mein Herr, habt Ihr Schornsteine zu reinigen?“

„Wohlan, ich will eure Kunst erproben. Tretet ein, meine Kinder. Margarethe, Margarethe! führe sie in die Küche und in die Stube im ersten Stock; dann kann Jeder einen Schornstein fegen.“

Der Pastetenbäcker hat uns in sein Haus geführt. Peter schielt nach den Pastetchen, die er in der Wirthsstube sieht. Ein junges Mädchen kommt und fragt den Herrn Boulette, so heißt der Pastetenbäcker, was sie mit uns anfangen soll. Er wiederholt seinen Befehl, uns die Kamine zu zeigen und geht wieder unter die Hausthüre, um sein Pfeifchen zu rauchen.

„So kommt, ihr Kleinen,“ sagt die junge Magd zu uns; „folget mir und macht keinen so argen Staub.“

Es kostet mich Mühe, Peter vom Plaze zu bringen, der inmitten der Pastetchen wie angenagelt scheint. Ich nöthige ihn, voranzugehen; wir kommen in die Küche. „Hier fege Du diesen,“ sagt die Magd zu mir, „Du bist größer und hier ist auch

mehr zu thun. Du, Kleiner, kannst den andern fegen."

Das junge Mädchen winkt Peter, der nicht von der Stelle geht und in allen Ecken der Küche herumsteht, ob ihm nicht noch ein Federbissen in's Auge falle.

"Geh' doch mit der Jungfer," sage ich zu Peter, ihn vorwärts stoßend.

"Kannst Du nicht fegen?" fragt die Magd.

"Doch, doch, Jungfer, da er aber ein wenig klein ist, will ich mit Euch gehen, um ihm hinaufklettern zu helfen."

"O, der Rindskopf! ich habe schon viel kleinere, wie er ist, klettern sehen wie Katzen!"

"Ich nehme meinen Bruder beim Arme: er folgt mir, ohne den Mund zu öffnen. Wir langen in Herrn Boulette's Zimmer an und die Magd zeigt ihm den Kamin. Peter wird bis über die Ohren roth; ich sehe, daß er nahe daran ist, zu weinen.

"Vorwärts, Peter, zieh' Deine Schuhe aus, lege dort Deinen Sack hin, stecke Dein Kragseisen in den Gürtel und steige da hinauf: der Kamin ist nicht sehr hoch."

"Ich mag nicht!" entgegnet mir Peter, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

"Wie, Du magst nicht? Was willst Du dann in Paris machen? Auf welche Weise willst Du Geld verdienen? Wie abscheulich, so faul zu sein! Denkst Du nicht an unsere arme Mutter? Mach', Peter, wenn Du hinaufkletterst, bekommst Du eines von den

kleinen Pastetchen, die Du vorhin gesehen hast, zum Nachtessen."

Dieses letzte Versprechen scheint am meisten auf ihn einzuwirken. Peter geht etwas schwankend vorwärts; ich knie nieder, um ihm beim Hinaufsteigen zu helfen. Er zögert... er steht still. Ich rufe ihm noch Etwas von Pasteten und Kuchen in die Ohren: er entschließt sich: klettert auf mich und in den Kamin hinauf. „Sege tüchtig," sage ich zu ihm, „fürchte Dich nicht und steige fein bis oben hinauf und singe das Liedchen dazu."

Nachdem ich ihm Muth eingesprochen habe, folge ich der Magd, welche über die Aengstlichkeit meines Bruders lacht; ich gehe wieder in die Küche hinab, und sege, hocherfreut, endlich Peters Widerwillen besiegt zu haben, den Kamin. Während ich aber nach besten Kräften arbeite, bin ich weit entfernt, die Folgen zu vermuthen, welche die erste Leistung meines Bruders nach sich ziehen wird.

Peter ist, lange unentschieden, ob er vor- oder rückwärts soll, auf derselben Stelle stehen geblieben. Furcht und Hunger streiten sich in ihm; endlich trägt der Hunger den Sieg davon und Peter steigt, sich mit allen Vieren auf die Vorwand des Kamins stützend, hinauf.

In einer gewissen Höhe angekommen, fühlt er eine große Spalte und vermuthet, es sei ein Kaminfenster; er schlüpft mit dem Kopf und dann mit den Beinen hindurch, sucht Helle und sieht sie bloß in weiter Entfernung unter sich; er versucht es, sein

Liedchen zu singen, aber der Ruß, den er schluckt und einathmet, macht seine Stimme so heiser, daß man ihn fast nicht hört. Er zieht sein Kratzeisen heraus und merkt nicht, daß er in einen andern Schornstein hineingekommen ist und statt den des Herrn Boulette einen im Nachbarhause fegt.

Peter fühlt sich bald ermüdet. Er ruft mir; da er keine Antwort erhält, befürchtet er, ich esse ohne ihn zu Nacht und will schnell herunter steigen. Aber etwa sechs Fuß von der Esse entfernt, glitscht er mit dem Fuße aus und fällt mit einem fürchterlichen Geschrei auf den Kamin hinab.

Der Kamin, in den sich mein Bruder aus Versehen verirrt hatte, war der des Schlafzimmers der Fräulein Cäsarine Ducroquet, einer volljährigen Jungfrau, die bis in ihr zweiundvierzigstes Jahr eine Tugend aufrecht erhalten, welche selbst die Huldigungen der verführerischsten Männer des Departements der Isère nicht zu erschüttern vermocht hatten; dagegen machte sich Fräulein Ducroquet ein Vergnügen daraus, andere Frauenzimmer, deren Sitten ihr nicht rein genug schienen, zu bekritteln. Aus Hochmuth spröde, aus Neigung böseartig, aus Instinkt eitel, aus Schwachheit kleinlich, von Charakter schwachhaft, brachte Fräulein Cäsarine ihr Leben mit Kartenschlagen, Bostonspielen, Hader, Raisonniren und Hin- und Herklatschen zu. Zweitausend Franken Renten baares Geld gestatteten der alten Jungfer den Zutritt in die bedeutendsten Häuser des Ortes.

Eine zweiundvierzigjährige Jugend wird übrigens bisweilen eine Last, deren Gewicht man ablegen möchte. Die Thorheit hat ihre Zeit, die Vernunft aber auch. Wenn man mit der Vernunft den Anfang macht, so hört man gar häufig mit der Thorheit auf. Seit einiger Zeit war Fräulein Cäsarine Ducroquet nicht mehr dieselbe: sie hatte Nervenleiden, Ohnmachten, Herzklopfen; ihre Augen wurden thränenfeucht, wenn sie die Liebschaften, 'Huons von Bordeaux' und der 'Dame der schönen Cousinen' las; sie hatte in ihrem Innern mit 'Clodia' geseufzt und mit 'Eleonore von Rosalba' gebebt. Vergebens versicherte sie ihre alte Magd, sie lese Nachts zu lang, das sei allein an ihren feuchten Augen schuld. Fräulein Ducroquet wußte eine andere Ursache ihrer Aufregung. Seit mehreren Tagen sah sie in ihren Karten einen schönen Blondkopf ihr auf allen Schritten folgen, er lag immer neben ihr; ebenso das Schippen-Aß. Wer war dieser Blondkopf? Kündigte ihr das Schicksal in den Päckchen einen Gatten an? Fräulein Cäsarine konnte diese Gedanken nicht aus ihrer aufgeregten Phantasie bringen; sie suchte allenthalben den hübschen Blondkopf. Sie seufzte, wurde ungeduldig; ihre Stunde war gekommen: mit zweiundvierzig Jahren hat der Herzschlag nicht mehr jenen Wohlklang, jene Zartheit, die Einen sanft von Wollust träumen läßt; er gleicht einer hell läutenden Glocke, die Einen betäubt und außer sich bringt.

Fräulein Cäsarine Ducroquet, welche die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht in der

Stadt bekannt machen wollte, ging weit weniger in Gesellschaft und begrub sich in ihre Karten und Ritter- oder Gespenster-Romane. Diese neue Lebensweise hatte ihre Gesundheit so sehr angegriffen, daß sie bald einen Arzt zu Rathe ziehen mußte. Ein neuer Schüler Aesculaps hatte sich seit Kurzem in der Stadt niedergelassen; man pries seine Geschicklichkeit sehr. Fräulein Ducroquet kannte ihn bloß dem Rufe nach, sie ließ ihn zu sich bitten und Herr Sapiens folgte, erfreut, eine neue Kundschaft zu erhalten, eiligst ihrer Aufforderung.

Beim Anblick des Doktors empfand Fräulein Ducroquet ein unwillkürliches Beben, denn sie fand, daß derselbe auf eine überraschende Weise dem Carreaububen gleiche, welcher sie unaufhörlich in den Karten verfolgte. Herr Sapiens hatte in der That, ohne gerade blond zu sein, Etwas von Hektors Farbe; seine Augen waren lebhaft und schelmisch; er hinkte ein Wenig, was eben nicht sehr ritterlich ist, aber er schleppte das Bein auf so verführerische Weise hintendrein, daß es ihn noch interessanter machte; außerdem hatte er eine kräftige Wade: man konnte dieß genau unterscheiden, denn er trug nie Stiefel; endlich schien der Doktor, obgleich er schon fünfzig Jahre alt war, erst achtundvierzig zu sein.

Herr Sapiens hatte seine Jugend in der Hauptstadt verlebt; etwas spät bemerkend, daß es ihm trotz seiner Talente schwer gelingen würde, daselbst sein Glück zu machen, entschloß er sich, sich in der Provinz niederzulassen. Als gewandter Mann hatte er Er-

kundigungen über Fräulein Ducroquet eingezogen, ehe er sich zu ihr begab. Ein heirathsfähiges Fräulein mit zweitausend Franken Renten war für einen Doktor, welcher in seinem fünfzigsten Jahre noch Nichts als Verschleimungs- und Schnupfenkrankheiten geheilt hatte, keine zu verachtende Parthie. Herr Sapiens suchte deshalb seiner Physiognomie den angenehmsten Ausdruck zu geben, als er sich bei Fräulein Ducroquet vorstellte. Es kostete ihm nicht viel, ihr zu gefallen; seine Ähnlichkeit mit dem Carreau-Buben sprach sehr beredt zu seinen Gunsten. Die ersten Besuche waren kurz, bald verlängerte sie der Doktor aber: er suchte geschickt die Moral der alten Jungfrau zu erforschen, und als er ihren Geschmack an dem Wunderbaren, ihren Glauben am Kartenschlagen, ihr Wohlgefallen an den Ritterromanen bemerkt hatte, schmeichelte er ihren Ideen auf's Liebenswürdigste; er ließ ihr die „Liebschaften Bayards“ und die „Haimonskinder“. Während er ein Rezept verschrieb oder eine niederschlagende Medizin verordnete, wagte er einen glühenden Blick, den man mit einem zärtlichen Seufzer beantwortete, welchen man den Herzklemmungen zuschrieb.

Nach Verlauf einiger Wochen war die interessante Kranke, Dank der Sorgfalt des lieben Doktors, wieder hergestellt. Sie klagte nur noch über Herzklopfen, das die Gegenwart des Herrn Sapiens bloß vermehrte. Dieser, welcher eine Eroberung, die ihm in jeder Hinsicht genehm war, nicht hinauschieben wollte, hatte bereits einige Worte von Liebe und Ehestand

fallen lassen, er zögerte indessen noch mit einer entschiedenen Erklärung, weil Fräulein Ducroquet in Erinnerung dessen, was sie Alles über die Männer und den Ehestand geäußert hatte, nicht wußte, wie sie ihren Entschluß ändern sollte, ohne sich zum Stadtgespräch zu machen. Indessen kam es sie mit jedem Tage schwerer an, den Liebesblicken des Herrn Sapiens und dem Pochen ihres Herzens zu widerstehen.

Am Morgen des Tages, wo mein Bruder und ich in Pont-de-Beauvoisin anlangten, hatte der Doktor seinen gewöhnlichen Besuch bei Fräulein Ducroquet gemacht. Immer liebenswürdig und galant, hatte er der Genesenden den „Rinaldo Rinaldini“ und den „rasenden Roland“ mitgebracht. Zur Belohnung hiefür hatte ihm Fräulein Casarine versprochen, ihm Karten zu schlagen und wahrzusagen. Da der Doktor aber den ganzen Tag keinen Augenblick frei hatte, so war er eingeladen worden, ohne Umstände ein kleines Abendbrod mit zu verzehren und er hatte es unter der Bedingung angenommen, daß man ihm erlaube, eine Flasche Parfait-Amour dazu mitzubringen.

Fräulein Ducroquet beschäftigt sich den ganzen Tag mit ihrem Anzug und ihrem Abendessen: die alten Jungfern sind lecker und die Aerzte wissen, was gut ist. Man läuft von seinem Spiegel in die Speisekammer, frisirt seine Locken und macht das Eis auf die Crèmeschüsseln, setzt eine Haube auf und peitscht Käse, bindet ein Halstuch um und sieht nach den eingemachten Früchten. Die Zeit vergeht bei so

süßen Beschäftigungen schnell; nur der alten Magd wird sie lang, weil ihre Gebieterin noch nie so wunderlich beim Kochen und Anziehen gewesen.

Um fünf Uhr ist endlich Alles fertig. Ein Tisch ist mit Backwerk, Früchten, Confect und feinen Weinen überladen. Fräulein Cäsarine hat eine hellblau ausgeputzte Haube aufgesetzt, deren Bänder vortreflich zu dem schmachtenden Ausdruck ihrer Augen passen.

Auf einem Sopha sitzend, erwartet sie, in dem rasenden Roland lesend, den Doktor; die Liebesgeschichte der schönen Angelika versetzt sie in zärtliche Träumereien. Man läutet; sie bebt zusammen. Ist's Carl's des Großen Nefte? Nein, Herr Sapiens, der beim Anblick des Abendessens und der Fräulein Cäsarine starr vor Bewunderung stehen bleibt und wechselweise bald die blaue Haube, bald die Matronteller zärtlich anblickt.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen setzt man sich zu Tische. Alles ist meisterhaft zubereitet und Fräulein Ducroquet spricht trotz ihres Herzklopfens den Leckerbissen und dem Muscatwein häufig zu. Allein der Doktor ist zugegen und versichert, es bringe ihr keinen Schaden. Wie soll man besonnen bleiben, wenn Der, welcher unsere Gesundheit regiert, uns selbst auffordert, ein Bischen über die Schnur zu hauen und uns das Beispiel dazu gibt! Fräulein Cäsarine legt sich keinen Zwang auf; Herr Sapiens ist so hinreißend, er sagt, Parfait-Amour einschenkend, so schöne Dinge, daß die zwei-

undvierzigjährige Jugend erschüttert und schwankend zu werden anfängt. Man hat übrigens dem Doktor versprochen, ihm Karten zu schlagen und darf dieses nicht vergessen. Man nimmt sein Kartenspiel zur Hand, und während der Doktor Biscuit ist, sagt man ihm auf einer Ecke des Tisches, obgleich es bereits dunkel wird und man nicht mehr recht hell sieht, seine Zukunft voraus; allein zum Prophezeien wird man kein Licht brauchen.

„Ach, Doktor! jetzt werde ich erfahren, was Sie denken,“ sagt Fräulein Cäsarine ihrem Gaste, die Karten zum Abheben hinreichend.

„Das ist mein Wunsch, anbetungswürdiges Fräulein!“ entgegnet Herr Sapiens, ein zweites Glas Parfait-Amour leerend.

„Die Karten täuschen mich nie.“

„Dann will ich sein wie die Karten.“

„Heben Sie doch einmal ab.“

„So oft Sie befehlen.“

„Ach, Ihr Spiel ist recht hübsch!“

„Ich zeige mich, wie ich bin, liebenswürdige Cäsarine. Meine Gedanken liegen klar vor ihnen. Die Liebe für Sie beherrscht mich ganz.“

„Lassen Sie doch mein Kniee in Ruhe... drei Neuner! das bedeutet ein großes Glück!“

„Ach, Fräulein Ducroquet, es hängt bloß von Ihnen ab!“

„Heben Sie zum drittenmale ab. Jetzt sind Sie herausgekommen, Doktor; ich nehme Sie für den Carreau-Buben.“

„Nehmen Sie mich, wie es Ihnen beliebt; nur nehmen Sie mich, das ist mein einziger Wunsch!“

„Sie liegen neben einer Brünnette.“

„Das sind Sie, Fräulein Ducroquet.“

„Sie fühlen Neigung... Liebe für dieselbe.“

„Leidenschaftlich... ach, wie gut Sie Karten schlagen können!“

„Da ist aber ein Schippen-Bube, der mich in Unruhe versetzt; er tritt uns immer in den Weg.“

„Wir geben ihm eine gesunde Arznei, daß es ihm vergeht, süße Augen an Sie hin zu machen.“

„Der Kreuz-Zehner... es ist ein Liebhaber im Hause... Doktor, warum drücken Sie mir die Hand so!“

„Gleichwie Gérard von Nevers der schönen Euriante oder, wenn Sie lieber wollen, der auf dem Schooße Omphalia's spinnende Herkules der Dame seines Herzens zu Füßen fiel, also werfe auch ich mich vor Ihnen auf die Kniee nieder.“

„Doktor, was beginnen Sie... drei Zehner... eine Veränderung... aber wir sehen nicht mehr hell genug; ich will läuten.“

„Es ist überflüssig, wir sehen schon genug, um uns zu verstehen. Ich warte nur auf Ihren Befehl, um meine Liebe öffentlich zu erklären.“

„Dieser Schippen-Bube macht mir Sorgen.“

„Dieser Schlingel verfolgt uns wie ein Hanfsamen-Rußbad!“

„Für Sie... für das Haus... was geschieht...“

„Eine Heirath... interessante Casarine, ich schwör's bei diesem Ruß!“

„Ach, Doktor, was beginnen Sie?... das Schippen=Ah... für Ihre Gedanken... Doktor!“

„Ich bete Sie an.“

„Noch ein Päckchen... Doktor, hören Sie auf!“

Aber der Doktor, den der Muskatwein und der Parfait-Amour sehr verliebt gemacht haben, wird mit jedem Augenblicke kühner. Man sieht fast nichts mehr; Fräulein Ducroquet, welche den Kopf verloren hat, blickt, sich ziemlich schwach vertheidigend, immer noch auf ihre Karten und fährt mit bewegter Stimme fort: „Drei Achter und die Kreuz-Dame, die verkehrt da liegt. Ach, mein Gott! Doktor, was soll das bedeuten? Ich weiß gar nicht mehr, wie mir geschieht.“

Die Jugend der Fräulein Ducroquet läuft große Gefahr, als sich plötzlich vom Kamin her ein dumpfes Geräusch vernehmen läßt; es wird immer stärker und nähert sich immer mehr; endlich fällt etwas Schwarzes herunter und wälzt sich mit einem furchtbaren Geschrei bis in die Nähe des verliebten Pärchens.

Bei dieser plötzlichen Erscheinung bezweifelt Fräulein Ducroquet nicht, daß es der Teufel sei, welchen sie unter der Gestalt des Schippen-Buben gesehen habe, und der komme, um sie für ihre Schwachheit zu bestrafen. Sie bricht in ein lautes Geschrei aus und stößt den Doktor weit von sich; Herr Sapiens, der fast eben so sehr erschrocken ist als die alte Jungfer, will Leute herbeiholen; aber man sieht nichts mehr und der Doktor stößt sich an den Tisch,

auf dem die Reste des Abendessens stohen. Indem er sich rasch aus dem Staube machen will, wirft er Teller, Flaschen, Schüsseln um, und fällt, das Gesicht in Rahmkäse und die Hände in Parfait-Amour tauchend, mitten auf den Boden nieder.

Der Fall des Doktors hat Fräulein Ducroquet noch mehr erschreckt, indessen hat sie noch Kraft genug, ihr Zimmer zu verlassen und ganz außer Athem in das ihrer Magd zu eilen, welche eben Lichter anzündet und starr vor Schrecken stehen bleibt, als sie ihre Gebieterin in der größten Unordnung hereinflürzen und auf einen Stuhl sinken sieht.

„Ach, Gertrude,“ ruft das Fräulein aus, „der Teufel ... der Doktor ... der Schippen-Bube ... durch den Kamin herab! Ich hatte es in den Karten gesehen! Wir sind verloren!“

Die alte Magd ist wenigstens eben so furchtsam wie ihre Gebieterin: bei dem ersten Wort derselben fängt sie an zu zittern wie ein Espenlaub und legt die Schaufel und die Feuerzange kreuzweis auf ihr Bett, damit sich der Teufel nicht darin verstecke, dann nimmt sie ihre Gebieterin unter dem Arm und Beide gehen die Treppe hinab, um Leute zu holen. Auf ihrem ganzen Wege ruft Fräulein Ducroquet aus:

„Der arme Doktor! ich fürchte sehr, daß ihn der Teufel geholt hat! Wie schade, er kannte mein Temperament so gut. Aber er ist selbst schuld, Gertrude, er hat sich über den Schippen-Buben lustig gemacht.“

„Ach, mein Gott! Fräulein, das ist genug, um großes Unglück auf sich zu laden.“

Die Damen gehen zu ihrem Nachbar, Herrn Boulette, den sie um Beistand bitten. Dieser, der nicht an Kartenpäckchen glaubt, lacht über Fräulein Ducroquets Erzählung. Die junge Magd, die Margarethe, lacht auch, indem sie die alte Jungfer spöttisch fragt, wie es komme, daß sie ohne Licht bei dem Doktor sei; denn Fräulein Casarine hat gesagt, daß sie in der Dunkelheit die Gestalt des aus dem Kamin herabgefallenen Gegenstandes nicht habe unterscheiden können.

Diese hinterlistige Frage der jungen Magd macht das alte Fräulein erröthen und sie antwortet: der Doktor habe ihr den Puls gefühlt, ihr Schröpfköpfe auf die Schulter setzen wollen, und sie habe aus Schüchternheit gewünscht, daß diese Operation in der Dunkelheit vorgenommen werden solle.

Jungfer Margarethe beißt sich in die Lippen und erzählt diesen Vorfall ihren Nachbarn: in zehn Minuten verbreitet sich diese Geschichte von Haus zu Haus in der ganzen Stadt; man weiß überall, daß der Doktor Sapiens im Dunkeln mit Fräulein Ducroquet, der er angeblich Schröpfköpfe setzen wollte, allein war, als Etwas aus dem Kamin herabfiel, welches die Operation unterbrach.

Jedes macht seinen Commentar hinzu; man scherzt, man lacht, man erinnert sich an die Sprödigkeit der alten Jungfer, man bespöttelt die zweiundvierzigjährige Tugend; denn es braucht nur einen Augenblick, um Das zu verlieren, was uns so viele Mühe

zu erlangen gekostet hat. Die Neugierigen begeben sich in den Laden des Pastetenbäckers, der bald voll von Leuten ist. Man hört die Geschichte an, welche Fräulein Ducroquet und ihre Magd Allen erzählen, die kommen; zuletzt entschließt man sich, den Gegenstand, der so viel Furcht eingejagt hat, zu betrachten.

Während der Sturz meines Bruders die ganze Stadt in Aufruhr brachte, hatte ich den Küchenschornstein des Pastetenbäckers gesetzt. Ich steige wieder herunter, suche mit den Blicken die junge Magd, sehe aber Niemand. Neugierig zu wissen, ob mein Bruder das ihm anvertraute Geschäft gut besorgt habe, gehe ich in das Zimmer hinauf, in das ich ihn geführt hatte, und rufe mehrere Mal „Peter!“ in den Kamin hinauf. Ich erhalte keine Antwort; seine Schuhe sind indeß da: Alles beweist mir, daß er noch nicht aus dem Kamin herunter gekommen ist; warum antwortet er mir denn nicht? Ich rufe auf's Neue und klettere bis in die Mitte hinauf: Peter befindet sich nicht mehr in dem Kamin. Wie kommt es, daß seine Schuhe noch unten stehen? Ich gehe aus dem Zimmer hinaus und rufe, im Hause herumlaufend, meinen Bruder; ich begegne keinem Menschen, selbst der Laden ist verlassen: denn Alles war so eben Herrn Boulette gefolgt, der mit seiner großen Tortenschaukel fortgegangen ist, um die Gestalt des Schippen-Buben zu besichtigen.

Fräulein Ducroquet und Gertrude gehen zitternd hinter dem Pastetenbäcker her, Alles folgt zischelnd,

mit dem Gedanken, was wohl aus dem Doktor geworden sein möge, aber kaum hat man die Hälfte des Weges zurückgelegt, so erscheint derselbe mit beflürzter Miene und die ganze Gesellschaft bricht in ein schallendes Gelächter aus, weil Herr Sapiens Nase am Kinn und Backwerk auf der Nase hat und sich, Dank dem auf dem Boden vergossenen Parfait-Amour, ein kleines Biscuitchen auf sein linkes Auge geklebt hat, während der Schippen-Bube in seinen Haaren hängt.

Herr Sapiens erstaunt, daß man lacht, Fräulein Ducroquet erröthet, beißt sich in die Lippen und Alles sagt zu einander:

„Eine sonderbare Manier, sich zum Schröpfen vorzubereiten!“

Der Doktor versichert übrigens, daß sich etwas Außerordentliches in dem Zimmer seiner Kranken zutrage, und bei dem Anblicke der auf des Doktors Kopf geklebten Karte stoßen die alte Gertrude und ihre Gebieterin einen Schrei des Schreckens aus. Die Leptere läßt Herrn Boulette und die Unerforschten, welche Fackeln in den Händen haben, vorausgehen: so dringt man in ihr Zimmer. Sie schließt die Augen, weil sie vermuthet, der Teufel werde in Gestalt einer Fledermaus davonfliegen. Aber statt eines schrecklichen Lärms, wovor sie sich fürchtete, hört sie lachen und scherzen, denn der Pastetenbäcker hatte den Gegenstand, der seine Nachbarinnen in so peinlichen Schrecken versetzt hatte, erkannt. Beim Eintritt in Fräulein Ducroquets Zimmer hatte man

Peter inmitten der Reste von dem Abendessen, auf dem Boden sitzend, gefunden. Mein Bruder stopfte sich, von der Betäubung erholt, welche im ersten Augenblick auf seinen Sturz gefolgt war, mit den um ihn herliegenden Biscuits und Kuchen voll und speiste ruhig zu Nacht, während Alles im Hause außer sich war.

„Ei, das ist einer meiner kleinen Schornsteinfeger,“ rief der Pastetenbäcker aus.

„Ja, wahrhaftig,“ sagt Margarethe, „das ist der Kleinere, ich erkenne ihn; er muß durch das Loch geschlüpft sein, das in Fräulein Ducroquets Kamin hinüberführt, und ist dann hier heruntergestiegen.“

„Ja, ja, das ist mein Bruder,“ sage ich, auf Peter zueiland, denn ich war den Leuten nachgegangen und hatte mich durch die Neugierigen hindurchgedrängt.

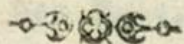
Fräulein Ducroquet begreift nicht, wie der Schippen-Bube bloß einen Schornsteinfeger andeuten soll. Herr Sapiens, welcher Alles lachen sieht, bemüht sich, indem er sein Gesicht mit seinem Taschentuch abwischt und seine Haare, die der Löffel in einen Schlick zusammengeklebt hat, auseinander zu machen sucht, ein Gleiches zu thun.

„Ei, warum ist denn der kleine Schlingel hier heruntergekommen?“ fragt endlich Fräulein Casarine, ihren gestrengen Ton annehmend.

„Entschuldigen Sie, Madame,“ erwiedert mein Bruder, „ich bin herunter gefallen, ich habe es nicht mit Absicht gethan.“

Fräulein Ducroquet bemerkt, daß man leise zischelt, während man sie betrachtet. Sie bedankt sich bei Herrn Boulette und entläßt Alles, indem sie einen vielsagenden Blick auf Herrn Sapiens wirft.

Am folgenden Tage sprach man in der ganzen Stadt nur von der bei der alten Jungfer vorgefallenen Begebenheit, welche sich in der Dämmerung beim Parfait-Amour-Trinken Schröpfköpfe setzen ließ. Um diesen Gesprächen ein Ende zu machen, wurde Fräulein Casarine nach Verfluß von acht Tagen Herrn Sapiens' Gattin; dann schwiegen die bösen Zungen und die heirathslustigen Jungfrauen ließen ihre Schornsteine dreimal des Monats fegen, in der Hoffnung, es falle auch Etwas herunter, welches ihnen einen Mann verkünde.



Herausgegeben von der
„Gesellschaft zur Verbreitung guter u. wohlfeiler Bücher“
erscheint so eben
im Verlage von Scheible, Nieger & Sattler
in Stuttgart:

Geschichte des deutschen Volkes

und

des deutschen Landes

für

Schule und Haus und für Gebildete überhaupt.

Von Dr. R. W. Böttiger,

Professor der Geschichte an der Universität zu Erlangen.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Erscheint in 8 Theilen à 15 kr. oder 5 sgr. vollständig
im Laufe des Jahres 1845.

Alle Buchhandlungen Deutschlands liefern dieses Werk.

Dies Buch gibt wirklich in populärer Fassung, eben nicht dem Gelehrten, aber dem Gebildeten jeden Standes eine unterhaltende und belehrende Lectüre, während es zugleich für obere Klassen der Schulen, wo deutsche Geschichte noch geachtet und gelehrt wird, brauchbar ist. Populäre Darstellung ist dem Verfasser nicht jene ermüdende Verflächung, nicht jene trostlose Breite der Erzählung, die den gegebenen Stoff mechanisch hin- und herreicht, sondern eine im Geist des Volkes selbst geschriebene, darum auch jeden, der Geist dazu bringt, wieder ansprechende Schilderung der Entwicklung und der Schicksale des deutschen Landes und Volkes.

Ausgezeichnete u. werthvolle Prachtwerke,
welche zu nachstehenden äußerst billigen (meist
nur $\frac{1}{3}$ der ursprünglichen) Preisen durch alle Buch-
handlungen Deutschlands bezogen werden können:

Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen, zum ersten
Mal aus dem Urtext übersetzt von D. H. Weil. Große Pracht-
ausgabe mit 2000 Bildern. 4 Bände. 12 fl. oder 7 Rthlr. 12 ggr.

G. L. A. Hoffmanns (Verf. d. Rater Murr etc.) **Erzählun-
gen.** Sein Leben und Nachlaß. In 5 Bänden. Mit höchst ori-
ginellen Kupfern. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 ggr.

Bromme, Gemälde von Nordamerika in allen Beziehungen,
von der Entdeckung bis auf die neueste Zeit. Mit vielen Hunder-
ten von Abbildungen. 2 Bände. 5 fl. 24 fr. oder 3 Rthlr. 6 ggr.

W. Hogarths Zeichnungen, nach den Originalen in Stahl
gestochen. Mit der vollständigen Erklärung von G. C. Lich-
tenberg und fortgesetzt von D. Franz Kottenkamp. Mit
95 Stahlstichen. 2 Bände. 12 fl. oder 7 Rthlr.

Saint-Pierre, Paul u. Virginie u. die Indische Hütte.
Prachtausgabe mit 430 herrlichen Bildern. 3 fl. oder 1 Rthlr.
18 ggr.

**Strahlheim, Geschichte der letzten fünfzig Jahre (1789—
1840).** Mit vielen Stahlstichen. 4 fl. 30 fr. oder 3 Rthlr.

A. F. C. Langbeins sämtliche Schriften. Vollständige,
dritte Auflage in 16 Bänden, mit Hunderten höchst sonderlicher
Stahlstiche. 10 fl. oder 6 Rthlr.

Universum für Erd-, Länder- und Völkerkunde. Ein mit
Text begleitetes Bilderwerk mit 600 Ansichten in Stahlstich.
4 Bände. 8 fl. oder 5 Rthlr.

Le Sage, Gil Blas von Santillana. Aus dem Französ. Pracht-
ausgabe mit 600 Holzschnitten. 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 ggr.

Historisch-biographisches Universum. Eine Bilder-Chronik
von denkwürdigen Ereignissen und berühmten Menschen. Von
einer Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten. Drei Quart-
bände mit 150 Stahlstichen. 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 ggr.

Le Sage, der hinkende Teufel. Prachtausgabe mit Hunderten
ausgezeichneter Holzschnitte. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 ggr.

Cervantes, Don Quirote von la Mancha. Aus dem Spa-
nischen. Mit dem Leben des Cervantes etc. von H. Heine.
Prachtausgabe mit 300 köstlichen Bildern. 2 Bände. 6 fl. oder
3 Rthlr. 12 ggr.

Scheible, Rieger & Sattler.

